

Mehrerauer Grüße



Neue Folge / Heft 12

Jänner 1960



Dr. P. Otmar Baumann

Am Donnerstag, dem 14. Jänner, entschlief gegen 11 Uhr vormittags nach kurzer Krankheit, doch wohl vorbereitet, im Frieden des Herrn unser guter P. Otmar. Am Sonntag, 17. Jänner, nachmittags 3 Uhr, fanden in der Klosterkirche die ergreifenden Beerdigungsfeierlichkeiten statt, an denen viele ehemalige Schüler in dankbarer Gesinnung teilnahmen.

Bis zum Neujahr erfreute sich der 84jährige noch körperlicher Rüstigkeit. Eine schwere Erkältung zwang ihn aufs Krankenlager, das ihm zum Sterbelager werden sollte nach einem Klosterleben von 68 Jahren und einer priesterlichen Segenstätigkeit von über 61 Jahren. Während der Aufhebungszeit des Klosters trat allerdings im Herbst 1941 ein Vorbote des Todes an ihn heran. Er hatte sich damals ruhig und gründlich aufs Sterben vorbereitet. Die Kunst eines tüchtigen Arztes und fachgemäße Pflege im Kloster Frauenthal brachten ihn bald erneut zu Kräften. Mit gewohnter Schaffensfreude nahm er seine Lehrtätigkeit in Sarnen wieder auf. Sonst, so meinte er vor nicht langer Zeit, sei er eigentlich nie krank gewesen. Doch blieb er von den Altersgebrechen nicht ganz verschont. Ein böses Blasenleiden machte vor einigen Jahren einen operativen Eingriff nötig. Nach und nach trübte sich die Heiterkeit seines Gemütes, wohl verursacht durch die physische Unmöglichkeit, weiterhin tätig zu sein wie bisher. Er und seine Mitnovizen P. Prior Laurentius Göppel, P. Edmund Frey und P. Leo Schlegel, um nur diese zu erwähnen, gehörten zu den charakteristischen, ja markanten Persönlichkeiten der Vorkriegsmehrerau.

Im Toggenburg, auf den Anhöhen über unserem Frauenkloster Magdenau, „Im Moos“, erblickte unser P. Otmar als Sohn des Ambros Baumann und der Anna geb. Brägger am Vorabend des St.-Bernhard-Festes, am 19. August 1875, das Licht der Welt. Den Neugeborenen taufte man auf die Namen Jakob Bernhard. Der damalige H. H. G. Dürlewanger, Pfarrer von Magdenau, brachte den geweckten Knaben zum Studium und wohl durch den Magdenauer Beichtiger P. Cölestin Schibli kam er nach Mehrerau. Hier trat er, erst 17 Jahre alt, ins Kloster. Am 19. Juni 1898 wurde er zum Priester geweiht. Bald unterrichtete er in der Fortbildungsklasse der Handelsschule, dann in deren zwei Hauptklassen, später am Gymnasium. Da befaßte er sich mit allen Handelsfächern, mit Vorliebe gab er Naturgeschichte. Seine schöne zügige Schrift befähigte ihn zum Schönschreibunterricht. Die auf die Tafel freihändig gezeichneten Kreise, die später die Gymnasiasten bewunderten, sind wohl seinen langjährigen Kursen im Bauzeichnen zu verdanken. Doch die Naturgeschichte hatte es ihm angetan! Über welch staunenswerte Kenntnisse der Pflanzenwelt verfügte P. Otmar! Deren lateinische Namen behielt er noch bis ins höchste Alter hinein. Und wie liebte er die Blumen! Deshalb lag ihm viel an der schönen Gestaltung des „Paradieses“ in unserm Klostergarten, wo man ihn vor 1938 oft mit Schaufel, Hacke und Rechen antraf. P. Otmar war es nicht nur um die Wissensvermittlung, sondern noch mehr um die Jugenderziehung zu tun. So überrascht es nicht, wenn er von 1902 — 1905 am Kollegium als Subpräfekt und von 1928 — 1931 als dessen Regens wirkte.

Als Abt Kassian das Gymnasium zum vollen Ausbau führte, dachte er die tüchtige Lehrkraft P. Otmars zu erhalten und ermöglichte ihm die entsprechende akademische Ausbildung. Bereits 45jährig unterzog sich P. Otmar den Reifeprüfungen am Staatsgymnasium Feldkirch. Er besuchte im WS 1919/20

die Universität zu Freiburg in der Schweiz, hörte dann an der Universität Innsbruck Geschichte und Geographie, worin er, nahezu 50 Jahre alt, die Lehramtsbefähigung erhielt. 1923 wurde er zum Doktor der Philosophie promoviert. Nun ging es mit neuer Begeisterung ans Unterrichten. Da führte er einem unwillkürlich die Dichterworte vor Augen: „Und es waltet und brauset und siedet und zischt . . .“ Sein sprudelnder Vortrag brachte ihm den Übernamen „Silbenlöwe“, aus dem später, als sein mächtiger Toggenburgerkopf mit Silberhaaren geschmückt war, ein „Silberlöwe“ wurde, was er gerne hörte. Ja, er verstand es, seine Schüler zu begeistern. Er hatte seine eigene Methode. Mit den Lehrbüchern stand er von vorneherein auf Kriegsfuß. — Was würde er erst zu den heutigen Unterrichtsbüchern sagen! — Mit dem Lehrstoff kam er bis zum Schuljahresende selten bis zur Mitte hinaus. Aber seine ehemaligen Schüler müssen heute feststellen, daß doch viel im Gedächtnis haften blieb. So verdiente er mit Recht die staatliche Auszeichnung mit dem Titel eines Studienrates im Jahre 1937. P. Otmar hatte für Geschichte und Geographie seine Lieblingsthemen: „Wie siedelt der Mensch?“ — „Was ist Kunst?“ — Und mit seiner eigenen Betonung fragte er öfters: „Was ist eigentlich schön?“ Dann konnte er aber auch auf die Verniedlichung der Kunst im 19. Jahrhundert loswettern. In der Geographie verlegte er sich vor allem auf die Morphologie. Selten verging eine Stunde, in der es nicht von „gewaltigen Schutt-, Schotter- und Schlammassen“ spukte.

Wie gerne erwähnte er seinen philosophischen Lieblingsautor Jakob Balme! Damit wollte er dem reiferen Schüler eine gediegene weltanschauliche Bildung vermitteln. P. Otmar liebte es, wenn man in seiner Stunde Notizen machte. Die es taten, waren besonders gut angeschrieben und wurden bevorzugt geprüft. Es genügten einige Worte des Prüflings, da vernahm er die lobenden Worte des Lehrers: „I waaischo, daß was waaisch!“ Das Auswendiglernen des Lehrstoffes war ihm sehr zuwider. Er wollte eben den Schüler zum selbständigen Denken anleiten. P. Otmar bereitete sich gründlich auf jede Stunde vor. Dazu brachte er immer einige Zettel mit. Diese entstammten einer Sammlung, die auf 8 Kästen verteilt, im Postkartenformat, über 2 m Länge einnehmen. Es waren Lese Früchte, die er seit Jahrzehnten eingeheimst hatte. Noch 80jährig machte er dafür seine Auszüge. Auf jedem Zettel ist genauestens das Buch vermerkt samt Seitenzahl, die er gerade ausschrieb. Dazu fügte er gelegentlich in seiner eigenen Art ein treffendes, mitunter köstliches Wort der Kritik. Zeitlebens war P. Otmar ein eifriger und gründlicher Bücherleser, bis die Sehkraft seiner Augen so geschwächt war, daß er davon ablassen mußte. Selbst das Brevierbeten ward ihm mit der Zeit so mühsam, daß ihn dessen Verrichtung zum Benützen eines Vergrößerungsglases zwang. Auch eine ansehnliche Bildersammlung legte sich P. Otmar für den Unterricht an, da er bei der Behandlung der Kulturgeschichte die Kunst besonders berücksichtigte, obwohl sie damals nach dem Lehrplan noch nicht so betont war wie heute.

Bis ins hohe Alter hinauf war P. Otmar sehr arbeitsfreudig. Mit P. Leonhard selig übernahm er in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg die meisten Unterrichtsstunden. An Sonn- und Feiertagen half er mit Eifer im Beichtstuhl aus und mit Vorliebe auf der Kanzel. Auch hier kam ihm seine große Belesenheit zu-

gute. Mit Subprior P. Paul bestritt er 1938 lange in der Klosterkirche die Sonntagspredigt während des 8-Uhr-Gottesdienstes, der sehr gut besucht war. Nach als Siebzjähriger ging er sehr oft von Sarnen aus nach Meiringen, im Berner Oberland, um auch die Diaspora seelsorglich zu betreuen. Wie gerne kam er auch in jener Zeit nach Eschenbach und Frauenthal, die er von Sarnen aus nicht schwer erreichen konnte! Da war es ihm nicht nur um die Predigt zu tun. Er wollte auch das mitbrüderliche Zusammengehörigkeitsgefühl gepflegt wissen. War die Arbeit getan, so sprudelte sein Humor. Aber immer in den Grenzen des klösterlichen Wohlanstandes!

Außer der Schul- und Seelsorgetätigkeit beschäftigte sich P. Otmar auch wissenschaftlich. Aus dem Gebiete der Ordensgeschichte legte er nicht wenige und recht gediegene Arbeiten vor, die die Aufmerksamkeit und die Anerkennung der Fachwelt fanden. So war es vor allem die Abhandlung — eigentlich seine Doktordissertation — „P. Wolfgang Lebersorg, der Chronist von Stams“ (Cist.-Chronik 47/1935/97 ff.), die in mehreren Folgen erschien. Klösterliche Spottvögel — auch das gibt's — machten aus dem „Lebersorg“ bald „Leberkäs“. Dann suchte er „die Viktringer Wirren“ (Cist.-Chron. 49/1937/161 ff.) zu entwirren. Schließlich verdanken wir ihm einige Quellenveröffentlichungen, zahlreiche Besprechungen und mehrere Nachrufe auf verstorbene Mitbrüder (siehe Cist.-Chron.).

P. Otmar hatte auch sein Hobby; damals nannte man es Steckenpferd. Und auf dem galoppierte er drauflos. Von der Flora wechselte er zwischenhin ein zur Fauna und schrieb für den Jahresbericht ... Collegium S. Bernardi 1910/11 (S. 3—28) den sehr gründlichen Aufsatz „Der Winterschlaf einheimischer Säugetiere“. Jahrelang schwärmte P. Otmar für die Barock-Kultur. Als ihn die Schüler in Sarnen darob allzu sehr verulkten, nahm er davon Abschied und spezialisierte sich auf die indische Philosophie. Bald fand er aber wieder ein anderes Interessengebiet: Die Bücher des Genfer Universitätsprofessors Wilhelm Röpke, „Civitas humana“ und „Internationale Ordnung“. Dadurch wurde seine Begeisterung für den Liberalismus geweckt. Er betonte nun die positiven Seiten dieser Geistesrichtung des beginnenden 19. Jahrhunderts, nämlich die religiöse Toleranz und die Wirtschaftsfreiheit. Seine Gedanken, die er über dieses Thema in der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ und den „Neuen Zürcher Nachrichten“ veröffentlichte, riefen damals in der Schweiz eine beachtliche Kontroverse hervor. Aus all dem ist aber auch zu ersehen, über welch staunenswertes Allgemeinwissen P. Otmar verfügte. Dabei blieb er einfach, bescheiden und gegen jedermann aufgeschlossen.

P. Otmar war in guten Tagen temperamentvoll, impulsiv. Er wollte immer fortschrittlich sein und gerne auch anders als die andern, was mitunter unbewußt und ungewollt zu einem *agere contra* führte. Im Jahre 1938 war der sonst aufrechte Eidgenosse auf einmal etwas windschief geraten. Hitlers „Nordwind“ hatte es ihm angetan! Eigentlich nicht zu verwundern, denn auf dem politischen Programm des „Schoberblocks“, dem damals auch P. Martin angehörte, stand der großdeutsche Gedanke. Doch die gesunde Vernunft siegte bald wieder, zumal er sich wohlgeborgen wußte in seiner angestammten schweizerischen Heimat. Gefiel ihm etwas nicht, so machte er kein Hehl aus seinem Mißbehagen und knurrte und surrte. Nicht umsonst nannten ihn

seine Mitnovizen den „Surius“. Es ist aber doch fein getroffen, wenn eine Person, die ihn gut kannte, nach seinem Tode über ihn schrieb: „An seinem Wissen und seiner Weisheit erbauten wir uns oft, aber nicht minder an seiner lauterer Gradheit.“ Ja, so steht P. Otmar vor uns in dankbarer Erinnerung übers Grab hinaus. In der ewigen Anschauung Gottes wird ihm die Fülle des Wissens und der Weisheit erschlossen sein, so hoffen und beten wir für ihn.

Ist es nicht eine schöne Fügung, daß ihn seine hervorragende Kenntnis der Pflanzen und deren Heilkraft in Verbindung brachte mit dem Todesgedanken? Im Direktorium (d. i. die Anweisung für das Breviergebet und die hl. Messe) des Jahres 1959 vermerkte er auf der Innenseite des Umschlages den mittelalterlichen Spruch: „*Contra vim mortis — nulla herba in hortis*“ — „Gegen die Macht des Todes gibt's kein Kräutlein im Garten.“

Ut mine Indianertid

Vielleicht ist Ihnen einmal eines der Bücher von Fritz Reuter untergekommen, in denen er in niederdeutschem Dialekt seine Lebenserinnerungen aufschrieb: „Ut de Franzosentid“, „Ut mine Festungstid“ oder „Ut mine Stromtid“. „Aus meiner Indianerzeit“ könnte wohl jeder von uns schreiben, haben wir doch alle einmal — lang, lang ist's her — uns ein paar Hühnerfedern ins Haar gesteckt, Indianer gespielt, kämpften mit Tomahawks gegen Bleichgesichter und suchten einen Skalp zu gewinnen. In ganz anderer Weise kann P. A l b e r i c h M a u c h e r aus seiner Indianerzeit berichten, war er doch von 1931 — 1940 als Missionar in Bolivien. Von seiner abenteuerlichen Reise nach Bolivien erzählten die M. G. 1931 bis 1933. 1940 zog P. Alberich nach Brasilien, um 16 Jahre in der neugegründeten Abtei Itaporanga mitzuhelfen.

Ich fliege im Geiste wieder zurück ins liebe Bolivien, in die Provinz Caupolican, in deren Capital (Hauptstadt) Apolo. Dort gründeten anfangs November 1928 die Zisterzienser vom Stift Wilhering, O.-Ö., ein einfaches, lehmgebautes, langheubedecktes Kloster ohne Holzböden. Auch Zisterzienserinnen aus Kloster Tynau (Passau, Bayern) weilten seit 1928 in Apolo (Chordienst, Krankenpflege, Indianerunterricht). Meine Erzählungen schreibe ich nicht chronologisch geordnet, sondern so, wie sie mir gerade in den Schnabel meiner Schreibfeder geraten, etwas untereinander.

Apolo, die Hauptstadt von Caupolican, gleicht mehr einem größeren Dorf als einer kleinen Stadt nach europäischer Vorstellung. Die Häuser sind meist völlig ungepflegt, Erdgeschosse, selten ein erster Stock. Unebene, mit buckeligen Steinen gepflasterte, holperige Wege durchkreuzen die „Stadt“. Die Straßen schneiden sich in rechten Winkeln. An Schaufenster erinnere ich mich nicht; woher auch das große, teure Glas holen? Von La Paz, das jenseits der 5000 m hohen Anden liegt? Die Waren sind im Kaufhaus an den Wänden und auf dem Tisch aufgestapelt. Nachts keine Straßenbeleuchtung außer Mond, Sternen und Himmelsblitzen. Gewitter gibt es in bestimmten Monaten, November bis Februar meines Erinnerns, ziemlich viele, sogar zwei bis drei Gewitter in verschiedenen Himmelsgegenden miteinander an einem Tag. Gefährlich sind

sie nicht, aber etwas unbehaglich, besonders, wenns recht kracht in der Nähe. Ganz zweierlei wurde mir zumute, wenn ich auf dem Wege vom Donnergott erwischt wurde, der seine Blitzerei und seinen krachenden Donner mit einem „tropischen Kurzregen“ ergänzte. Bei einem meiner letzten Versehrte von Apolo aus, etwa drei Stunden weit auf dem Reittier, war es auf dem Heimweg, daß mich dreimal ein ausgiebiger Platzregen überschüttete, aber warmer Wind und Sonnenschein trockneten Roß und Reiter zwischenhinein wieder dreimal. Tier und Mensch, Missionar und Indianer gewöhnen sich an solche überraschende nasse Sendungen vom Himmel her.

Der „Pueblo“ Apolo (lat. *populus*, hier: Ortschaft) hat nur kleine Häuser, ohne Oberstock, nur ein einziges Haus mit Oberstock und Stiege habe ich noch in Erinnerung, das hatte sogar einen Bretterboden. Aus Lehm gebaut, außen und innen mit Kalk geweißt; allerdings, Indianerhäuser sind oft ungeweißt, daher sind die Räume in solchen Wohnungen sehr dunkel. Wenn an ein weißgelüchtes Haus so ein tüchtiger Regen niedergeht, vom Wind gepeitscht, dann läuft es wie weißes Brühwasser an der Wand herunter, und ein so abgewaschenes Haus sieht nachher ordentlich schmutzig her.

Innen ist das Haus durch Wände in ein paar „cuartos“ (Räume) abgeteilt. Zuerst tritt man in eine Art von Empfangslokal ein, mit Tisch und Stuhl. Dies fehlt gewöhnlich in Indianerhäusern. Die Indianer hocken auf dem Boden an der Wand. Mach's nach! Hie und da ersetzen ein etwas zugehauener Baumstrunk oder eine alte Kiste oder ein wirklicher, aber lotteriger Stuhl die Bank. In diesem Raume wird man empfangen und unterhält man sich.

Als Missionär kam ich auch in die Schlafgemächer der Kranken, in andere Räume aber nicht. Nebenbei erwähnt: es gibt in Bolivien drei Menschenklassen. Die Weißen, Blancos, die tatsächlich oder nur in Einbildung und Großtuererei von den Europäern, Spaniern der Eroberungszeit, abstammen; die reinrassigen Indianer, *indigenas* = Eingeborene, oft schöne Menschen; die *Mestizos*, die aus Weißen und Indianern gemischten Bewohner. Diese seien die „schlechtesten“, weil sie von beiden Rassen die schlechten Eigenschaften hätten, sagte man mir.

Die Blancos schlafen wohl auf Betten europäischer Art, während der Indianer auf einer aus Bambus hergestellten Pritsche oder gar auf einer Kuhhaut zu ebener Erde schläft. Die Indianerpritsche hat sechs Füße, am Kopf- und Fußende und in der Mitte je zwei. Die Indianer graben einfach sechs Löcher in den Boden; darin befestigen sie sechs oben gegabelte Pfähle von etwa einem halben Meter Höhe, legen in die Gabelung Querhölzer und darüber lange Bambusrohre (*chuqui* = *tshuki*), die sie fest mit Bast verbinden; damit ist das Indianerbett als Pritsche beziehbar. Nun legt man, um das harte Lager zu mildern, Schaffelle oder sonst weiches Tuchzeug darauf und deckt sich zum Schlaf mit gewobenen Decken zu. Federbett ist unbekannter Schlafapparat und auch überflüssig. Im „Winter“, der sogenannten Trockenzeit, wird es auch nicht so arg kalt (Juni—September); sonst legt man halt noch Kleider auf die Decke.

Noch einfacher als eine Chuquipritsche ist eine Kuhhaut auf dem Boden. Ich lag auch schon auf einer Kuhhaut in nächtlichen Ruhestunden. Da hat man wenigstens das sichere Gefühl, nicht aus dem Bett auf den Boden zu plumpsen.

Dann steht im Schlafzimmer meistens am Kopfende des Bettes oder sonst irgendwo an der Wand, ein Altärchen.

Was da oft alles auf einem Altärchen beisammen stehen muß. Ein altes Kruzifix, kleine, ganze oder halb zerbrochene Heiligenstatuen, Heiligenbilder, Medizingütterle, Kerzenstumpen, auf Buntpapier aufgeklebte Bilder etc. Aber nicht immer findet man bei diesem köstlichen Durcheinander naiv auf diesem Hausaltärchen einer alten Kiste zusammengestellter Dinge Platz, beim Versehgang das Allerheiligste und das heilige Öl niederzustellen.

Die Zimmerdecke der Indianerhäuser ist das Hausdach selbst, d. h. Heudach, weil sie zu einem Strohdach kein Stroh haben. Ungefähr 1 m hohes Gras wird mit den Wurzeln aus der Erde gerissen, ein bißchen getrocknet, dann in Büscheln auf die Dachsparren fest und dicht nebeneinandergebunden, sodaf die großen Heubüschel (*ichu* = *itschu* = Gras) direkt aufeinander zu liegen kommen wie Deckplatten, um den Regen nicht durchzulassen.

Auf die rohen Querbalken im Innern legen die Indianer Kleider, zusammengebundene Maiskolben und anderes Zeug. An den dunklen Lehmwänden hängt manchmal eine alte Jagdflinte, denn der Indianer jagt auch eßbares Getier, und hie und da hört man von irgendwo her einen Gewehrknall.

Das Tageslicht kommt durch die offene Haustüre herein, die oft aus ein paar ungleich großen Brettern besteht. Die kleinen Fensterlücken, ohne Glas und Läden, sind zu wenig und ungenügend für die Lichtspende. Wenn die Indianer nachts zusammenhocken, dient ihnen das Licht von Kerzen aus Tierfett. Diese schmutzigen Kerzen machen sie selber. Als Gußform nehmen sie kleine Bambusröhren. Manchmal steht eine alte Blecherdöllampe irgendwo, die ein armseliges Fanzellicht verbreitet. Aber die Indianer sind ja gewohnt, auch im Dunkeln zu plaudern.

Neben den Indianerhäusern steht ein kleines Küchenhäuschen, gewöhnlich verrußt, schwarz, Pfannen und Krüge hängen und stehen herum, manchmal frisch gekaufte, schön verzierte, bauchige Tonkrüge. Auf dem Lehmherd wird gekocht und gebraten. Eisenplatten und Eisenringe liegen darauf, im Herde brennt Holz, der Rauch entweicht durch Blechröhren oder Löcher in der Wand, oder er bleibt einfach in der Küche.

Die Häuser der Indianer stehen gewöhnlich nicht zu einem Dorf vereint beisammen; auch bewohnen die Indianer Boliviens keine geschlossenen Siedlungen. Zu einzelnen Hütten führen oft weite, verschlungene, enge, löcherige, nach Regenfällen sumpfige Pfade ins hohe Gebüsch. Manchmal sieht man die Häuser auch frei dastehen, aber immer drum herum einen Bananengarten, belebt auch noch von hungrigen Hunden und grunzenden Schwarzschweinen und etwaigem Geflügel neben einer mehr oder weniger großen Kinderschar in lumpigen Kleidern. Der ortskundige Indianer kennt diese versteckten Hütten; unsereiner bedurfte immer der Begleitung eines Indianers, um sich zu Kranken zu begeben.

Als ich in Apolo anlangte, waren wir drei „Padres“: H.H. P. Justinus Wöhler, Prior, H.H. P. Theobald Kabelka, beide aus Stift Wilhering in Oberösterreich, und ich. Wenn wir auch nur zwei daheim waren, so hielten wir doch unser Chorgebet in der großen Kirche zu bestimmten Zeiten neben dem Hochaltar. Die Kirche ist mit Wellblech bedeckt. Wenn es da nur ein wenig schär-

fer regnet, dann hört man einen mächtigen Lärm auf dem Dach, sodaf mit dem Beten aufgehört werden mußte, weil wir uns, obwohl wir nebeneinander standen, nicht verstehen konnten. Wir hielten unsere Betrachtung, feierten die hl. Messe. Morgenkaffee, Mittag- und Abendtisch hatten auch ihre festen Stunden. Nicht selten kamen Leute, Weiße, Indianer oder Mestizen, zu uns auf Besuch. Da mußte man sich mit diesen abgeben. Meist wurden dabei Messen auf bestimmte Tage bestellt, stille Messen oder Ämter, wobei anfangs die „Madres“ den Choral sangen. Die Madre Lutgardis, Priorin aus dem Kloster Thyrnau bei Passau, war eine gute Harmoniumspielerin. Dann bringen Indianer wieder Kinder zur Taufe her. Da mußte alles Nötige erfragt werden; oft wußten die Paten nicht oder nur ungenau den Geburtstag, Namen der Eltern und sogar der Taufkinder selbst. Das wurde alles im Pfarrzimmer oder auch in der Küche abgemacht. Die Tauftaxe war sehr minimal, auch da fehlte es hie und da. Einmal sorgte mir der Pate, er wolle nach der Taufe in der Stadt das Taufgeld holen. Der „Loter“ kam bis heute nicht zurück, liegt vielleicht zur Buße im Fegfeuer. Schwieriger waren schon die Eheaufnahmen; wir konnten mangelhaft die Indianersprache; Weiße halfen wohl und verdolmetschten. Da mußte man die Namen der Brautleute und der Eltern erfahren, fragen, wie alt sie ungefähr seien, an welchem Ort geboren, wo getauft etc. Dann ging das Suchen in den mangelhaften Taufbüchern los; vielleicht unter anderem Namen getauft. Es mußte erforscht werden, ob die Brautleute verwandt, ledig oder verwitwet sind etc. Manchmal waren bei der Eheaufnahme viele Indianer und Weiße dabei, Eltern, Geschwister, Taufpaten, Bekannte, die Auskunft geben konnten, auf die man angewiesen war. Ob immer alles stimmte? — Nicht selten wollen sie am gleichen Tage heiraten. Da mußte noch der notwendige Religionsunterricht erteilt werden, oft Erstbeichtunterricht und, wenn Hochzeit am Morgen mit einer hl. Messe gefeiert werden konnte, noch Erstkommunionunterricht dazu. Da mußte man halt der Gnade des Hl. Geistes viel anvertrauen. Die Brautleute kamen oft von weit, weit her zu Fuß, was sie ja gewohnt sind. Aber wann hätten sie wieder Gelegenheit, eine christliche Ehe mit guter Vorbereitung zu schließen? Würde man sie auf später abweisen, kämen sie wohl nicht mehr zum Padre, und die Padres kämen wahrscheinlich auch nie in jene abgelegene Indianergegend, wo sie hausen, und sie würden eben ohne den Segen der Kirche miteinander zusammenleben und vielleicht wieder auseinandergehen. So eine Indianerhochzeit in der Kirche ist auch interessant. Die Weißen, wenn es von ihnen abhängige Indianer waren, schmückten die Brautleute. Da gab es schöne Kleider bei Weibern und Mädchen, die Männer hatten neue Hosen, frische Hemden, vielleicht noch einen bunten Schlips. Hie und da war das Brautgesicht greulich geschminkt. Besonders drollig ist es, wenn die Brautleute in ungewohnten Schuhen in die Kirche und vor den Altar kommen. Wenn nun die Ehe geschlossen ist, hängt der Padre den beiden Brautleuten gemeinsam eine große Kette aus Perlen oder Buntstoff um den Hals zum Zeichen der Einheit. Dann legt er über beider Köpfe einen großen Schleier, weißes Tuch tut es auch, zum Zeichen gemeinsamen Wohnens unter gemeinsamem Dache, und zuletzt legen die Brautleute die Hände zusammen, kleiner Finger um kleinen Finger. Über die so nebeneinander liegende Hände hält der Padre ungefähr zwölf Geldstücke größerer

Form, kann auch altes Silbergeld sein, die er in die ausgebreiteten Hände des Bräutigams fallen läßt, der in die Hand seines jungen (oder alten) Weibes und dies endlich in die untergehaltene Platte. Fällt ein Geldstück daneben, so wäre das kein gutes Zeichen; gehen alle den vorgesehenen Weg, so bedeutet das Glück für die Ehe. Ein paarmal fiel auch wirklich Geld auf den Boden; ich lachte bloß dazu und verharmloste so den Fall, denn es reckten sich bereits Indianerhalse, um zu sehen, ob Geld danebenfällt. Nachher zieht die Hochzeitsgesellschaft wieder ab, um daheim die Feier fortzusetzen in Festmahl und Indianerreigen in Begleitung von Bambusflöten.

Den Tag über gab es immer etwas zu tun. Ich beschäftigte mich mit der Erlernung der Quechua-Sprache. Am besten verstand ich mich dabei selbst. Einfache Predigten stellte ich mir zusammen, auch für die Blancos auf Kastilianisch. Auch für die Quechua-Sprache hatte ich ein gutes Wörter- und Grammatikbuch. Es war manchmal schwierig, aber zur Not ging es, wenn auch etwas schief. Wir hatten auch eine protestantische Bibelübersetzung des Neuen Testaments in der Indianersprache, aber es standen da viele spanische Wörter drinnen mit Quechuaendungen. Mit den Jahren versuchte ich, die Mes-Evangeliën in „besseres“ Indianisch zu bringen. Bei Neugründungen hat man eben stets etwas rechtzustellen, zu verbessern und zu ändern. Oft wurde der Tag auch mehr oder weniger ausgefüllt durch Versehgang oder -ritt zu einem oder einer Kranken. Man fragte den Indianer, wer wo krank sei, wie weit es sei, und gewöhnlich geben die Indianer zu kurze Zeit an. Das suchte mich manchmal, wenn ich an die zwei Stunden oder mehr auf dem Marsch war und das Haus des Kranken noch nicht finden konnte. Es war von mir nicht schön, dieses Bösessein, aber da nahm man hl. Kommunion, hl. Öle, Weihwasser, Kerze usw. mit, und je weiter entfernt, desto weiter auch der Rückweg. Zumeist wanderte ich zu Fuß mit begleitenden Indianern, die man haben mußte, um nicht fehlzugehen, was mir ja auch schon ein paarmal passierte. Das Haus, wo der Kranke lag, war notdürftig hergerichtet, gewöhnlich lag der Kranke abgesondert im Dunkeln. Da mußte man die Augen erst an das Dunkel gewöhnen; es fehlte nicht selten das Fensterlicht, weil kein Fenster da war. Gleich nach der Ankunft bereite ich den Kranken für die Beichte vor, gewöhnlich unterrichtete ich ihn, weil nötig, in den Grundwahrheiten des Glaubens, erforschte mit ihm das Gewissen, soweit dies überhaupt möglich ist. Nicht selten war das die erste Beicht und Kommunion, da kann man sich ja nicht mehr an alles erinnern, aber immer erweckte ich mit dem Kranken die Reue über alle, über die gebeichteten und vergessenen Sünden. Mir schien, sie empfanden dabei, wenn ich ihnen auch die äußeren Zeichen der inneren Reue vormachte, tiefe Reue. Ich empfahl sie immer extra der Gnade und Hilfe des Hl. Geistes. Die hl. Kommunion erklärte ich ihnen, so gut das möglich war, und der eucharistische Gottheiland, dem ich die Seelen anvertraute, wird sie gewiß mit seiner Gnade und Liebe erleuchtet haben. Ich betete mit ihnen dann die kurzen Vorbereitungs- und Dankgebete zur hl. Kommunion. Meistens sah man ihnen nachher an, daß sie im Herzen zufrieden und glücklich waren, und voll Rührung dankten sie dem „tatay“ (mein Vater). Ein kleiner Imbiß schloß den Versehgang, und nach alter Sitte bekam der Tatay noch eine lebende Henne oder einen Gockel als Gabe, die der Indianer dem Padre nachtragen mußte auf dem

Heimweg; es war eine Bereicherung des klösterlichen Hühnerbestandes. Ich machte Versehgänge nicht ungern, auch wenn sie stundenlang gingen. Gewöhnlich stand das Haus des Kranken als letztes, wenn mehrere Häuser in der Gegend waren; ich machte daraus das „Gesetz des letzten Hauses“. Einmal mußte ich mit meinem Begleiter achtmal kleine Berge hinauf und achtmal wieder herab und trat auch noch in einen Sumpf. Sowa erlebten meine Füße etliche Male, aber Abwechslung erfreut das Leben! Wenn alles fertig war, brachten die Indianer oft noch Wasser, Kerzen, Zündhölzer, Heiligenbildchen, Blumen etc. zum Weißen, was ich gerne tat; so blieb doch etwas Geweihtes in den Häusern der weit entfernten Indianer.

Diese Versehgänge zu Fuß und auch andere weite Märsche ermüdeten mich nie sonderlich, waren gutes Gesundheitsmittel, treffliches Training für Füße, Muskeln, Lunge und Blutzirkulation, und dadurch habe ich mir auch nach und nach mein europäisches Bäumlein abmontiert. Wozu auch so etwas in der Tropengegend vor sich herschieben?

Einmal war ein Jahr mit besonders häufiger Terziana, das ist die Malaria, der Schüttelfrost, ein Fieber, das immer durch einen Tag unterbrochen wird. Viele Indianer, schwach von Natur und ohne richtige Heilmittel, packte die Krankheit schwer, und sie wurden sehr krank, ja, sie starben. Da waren wir Padres alle vielfach auf Versehgängen. Auch wir Padres und Madres litten mehr oder weniger darunter, einige stundenlang, und zitterten und schnatterten, daß das Bett mitwackelte. Mir selbst machte die Terziana nicht gar viel. Wenn sie kam — man merkte das Nahen durch mancherlei körperliche Vorgänge — legte ich mich aufs Bett. Man friert zumeist, da hilft keine Sommerhitze dagegen, dann fängt man noch an zu schnattern, der ganze Körper zittert mit. Bei mir dauerte das höchstens drei Viertelstunden, bei vielen aber drei bis vier Stunden. Dann kommt die Hitze dazu, daß man nach Kräften schwitzen kann, und endlich der erlösende Schlaf. Das gewöhnliche Kopfweh blieb bei mir aus. Ich begnügte mich mit dem Notwendigsten und Minimalsten der Terziana.

Der Indianer trinkt morgens seinen schwarzen Kaffee mit einer Handvoll gerösteter Maiskörner; dazu isst er noch eine in heißer Asche gewärmte Banane. Nicht ungern nimmt er ein Gläschen frago (Schnaps), dessen Geist ihm aber, wenn es mehrere Gläschen waren, bald in den Kopf steigt und ihn innerlich durcheinander bringt, sodaß er dann nicht selten zu Schimpf und Streit und lautem Schreien übergeht. Etwas ganz Gutes zu trinken ist die „Chicha“, ein spanisches Wort, aber bei den Indianern besser bekannt als das indianische Wort „ilapi“. Ein feiner Trunk aus Mais, so ein „Maisbräu“. Ich trank ein paarmal eine Chicha, sage ich Ihnen, so wohligh und schmackhaft, daß ich dafür alle Sorten guter Biere und bester Weine dieser ausnehmend herrlich gebrauten Chicha geopfert hätte, hätte ich die Wahl gehabt, fürs ganze Leben. Allerdings gab es diesen vorzüglichen Trunk nur sehr selten. Bier gab es dort nur einmal als Geschenk aus der Stadt Peloduco in den Cordillern, wo man die Aimara-Sprache spricht, ein paar Tagereisen von uns entfernt, Chicha ist ein Trinkbegriff bald besseren, bald minder guten Geschmacks, je nach der sehr verschiedenen Zubereitung. Einige ganz wenige Male bekam ich Chicha als ganz fades und geschmackloses Getränk, als besseres Spülwasser zu trin-



P. Alberich mit einer Indianerfamilie

ken, ein Festbräu, wenn es gut geraten ist. Es ist von schön gelber Farbe, im Glas undurchsichtig. Vielleicht möchte jetzt der eine oder andere für sich Chicha brauen lassen. Ganz kenne ich das Rezept nicht, aber was ich von der Zubereitung der Chicha vom Hörensagen im Gedächtnis über den Großen Teich mitgenommen habe, will ich verraten; es ist ja nicht Deutschen Reiches Geheime Marke. Also hörte ich von der gelobten Chichaentstehung: Es hokken da ein paar Indianerweiber beisammen, wohl auf dem Boden, nehmen einen Mundvoll Maiskörner, zerbeißen und zerkaufen sie zu Brei. Diese Maisbreimasse wird dann aus dem Mund in ein Gefäß gespuckt, bis genug Breimaterial gekaut ist. Nun wird es wahrscheinlich in ein größeres Gefäß gegeben, Wasser beigemischt, das dann gekocht wird, ob sogleich oder nach einiger Zeit, weiß ich nicht; der gekaute Mais durchdringt das Ganze wie Hefe. Es werden verschiedene Essenzen der Gärmasse beigemischt, die dann die zukünftige Chicha mehr, weniger oder schon ganz herrlich gaumenaromatisch machen. Wieviel Stunden und Tage man braucht bis zur vollendeten Chicha, das weiß ich nicht, mich interessierte mehr der Chichatrunk selbst. Bei einem Indianerfest braucht man aber gar manch große und viele Krüge oder Töpfe für die Chichatrinker. Alkohol konnte ich nie herausspüren, selbst als ich nach langem Marsch und mit erfreulich ausgiebigem Durst einmal ein-einhalb Krüge guter Chicha durch meine Kehle rinnen ließ. In der Nacht schlief ich ohne die geringste Magenstörung.

Die Indianer bauen für ihr Vieh keine Ställe. Das Vieh läuft frei auf den mageren Wiesen herum. Die Bananengärten muß man mit Lehmmauern oder starken Stangenzäunen schützen, sonst fressen die Kühe die langen Bananenblätter weg.

Der Indianer ist nicht an Milchtrunk gewöhnt. Die Indianerfrauen tragen die Kuhmilch in Flaschen in die Stadt (Apolo) zum Verkaufen. Im Convento (Kloster) kauft man gern ein paar Flaschen Milch ab, denn an einem leeren, milchlosen Kaffee hatte unser deutscher Magen kein sonderliches Gefallen.

Wir hatten auch nicht jeden Tag Milch. Später konnten wir Kühe als neue Milchproduzenten kaufen. Ob die Indianer bloß der Milch wegen Kühe halten, weiß ich nicht. Wird eine Kuh oder ein Ochse geschlachtet, dann ist das ein großes Magenfest. Da kommen dann die Nachbarindianer und verzehren das meiste Fleisch. Die Indianer können das Fleisch nicht in Kübeln oder anderen Gefäßen eingesalzen aufbewahren, weil sie solche Behälter nicht haben. Wegen der Hitze würde das im Hause aufbewahrte Fleisch bald riechen. Darum schneiden sie den Rest von Fleisch in kleine Fetzen und hängen diese an einem in der Sonne gespannten Seile zum Trocknen auf, das wird dann das „Ch'arqui“ = Tsch'arki = Trockenfleisch.

In der heißen Suppe aufgeweicht schmeckte es mir ganz gut. Ein anderes wichtiges Indianertier stelle ich vor: die Mula, so sagt man dort statt mulo, Maultier, mula wäre eigentlich Maultierin! Mula sei so ein Zwischentier zwischen Pferd und Esel. Die Mula ist ein wichtiges und liebes Tier, wenn man es gut behandelt. Auf der Mula reitet man, die Mula belädt man mit weiten, tiefen Körben, die rechts und links an ihren Seiten herabhängen, worin gekaufte oder erhandelte Sachen weit befördert werden. Kokablätterpäckchen bindet man der Mula auf den Rücken, mit Leder- oder starken Stoffgurten um den Bauch des Tieres fest. Mit dieser Last wandern sie mit den Indianern hinauf auf die Anden nach dem Städtchen Pelechuco, wo man die andere Indianersprache (Aimara) spricht. Um die Lasttiere nicht zu übermüden oder gar zu verlieren, zieht die Indianergesellschaft (oft mehrere miteinander) mit den Tieren Schritt für Schritt, denn wenn es allmählich in die 4000 bis 5000 m Höhe zieht, da geht einem Schnaufen und Steigen herber. Heimwärts tragen die Mulas wieder andere Sachen, die die Indianer mit dem Kokaerlös kaufen konnten, besonders Salz für Familie und Haustiere. Es gibt neben anständigen Mulas auch störrische Kerle. Ich wurde einmal zu einem Kranken gerufen, weit weg, man brachte für mich eine Reitmula mit. Vielleicht sah das Tier in mir zum erstenmal einen schwarzweißen Mönch, ich hatte das weiße Rochett über dem Habit und einen breiten Strohhut auf dem Kopf. Ich wollte der Mula also auf den Buckel steigen. Da bockte aber das ungezogene Biest, wars Angst vor dem kuriosen Reiter oder drückte es eine antiklerikale Gesinnung aus? Die Mula hockte einfach auf den Hintern wie ein Hund. Es wurde aufgejagt. Ich probierte wieder aufzusteigen, gleich wieder hockte das bokkige Vieh auf den Boden. Der Gescheitere gibt nach, ich war der Gescheitere und zog zu Fuß los in strammem Marsch, der Indianer zog seine Mula nach, so etwa eine Stunde. Dann stieg der Fußweg an, nun war das störrische Tier schon müde und ließ mich gemächlich aufsteigen, was ja seine Pflicht und mein Recht war.

In meinen neun Bolivienjahren sah ich wenige Pferde. Manchmal trifft man eine weidende Schafherde. Auch die Madres konnten nach und nach Schafe kaufen, die dann zu einer Herde von 40, 50 und schließlich 60 Schafen sich mehrten. Schaffleisch und -suppe haben guten Geschmack, auch wenn es getrocknetes Schaffleisch ist. Schafschur bringt Schafwolle, die die Indianer auch verwerten. Schafpelze mildern das harte Lager auf den Pritschen. Gemeiniglich halten die Indianer auch Schweine, lauter schwarze Kerle, die immer im Freien herumstreunen und auch in den Häusern herumgrunzen

können. Sind also ein „freies Volk“. Wo sie gute Sachen wittern, da brechen sie auch durch Zäune und graben Kartoffeln aus der Erde, bis Hunde oder Steinwürfe oder Stockschläge sie wieder eines besseren belehren. Dürre Hunde, immer hungriges Gelier, treiben sich überall herum, besonders bei Festen erscheinen sie zahlreich mit den Indianern, schnuppern und suchen im Haus und auf dem Hof bei den Leuten etwas zu fressen. Lautkläffende Hundebalgereien sind immer ergötzlich und wären fast einer kleinen Tonbandaufnahme wert.

Auch die Katzen fehlen nicht. Bei den Madres war eine, anscheinend harmlos, brav und von guten Manieren. Doch beim nahen Nachbar, der sich bei den Madres beschwerte, stahl die gute Hauskatze zur Nachtzeit Hühner und fraß sie wohl auf. Als man dann wirklich die katzischen Diebereien abstellen mußte, wurde das Raubtierchen einfach getötet, Gerechtigkeit muß sein. Hennen, Gockel und Enten sind auch bei Indianern liebe Haustiere und haben in den einfachen Häusern überall Zutritt und Durchgang ohne Formalitäten. Die unheimlichen Schlangen sind zahlreich, meiden aber die Behausungen der Menschen. Hie und da begegnet man auf Wegen einer Schlange, die ruhig und behaglich in der Sonne liegt, gewöhnlich winden sie sich schleunig weg, wenn sie einen daherkommen sehen. Eine angriffslustige Schlange stellte sich mir nie entgegen.

Einmal ritt eine Madre voraus, ich ging beschuht hinten nach. Auf einmal rannte eine Schlange, etwa 1 Meter lang, quer vorüber, direkt unter meinem Fuß. Ich konnte meinen Fuß im Marsch nicht mehr zurückhalten und hätte ganz bestimmt auf die Schlange treten müssen, aber sie war blitzartig davongeschnellt. Wir beide, Schlange und ich, waren froh. Auf einem Heimritt, von Indianern und der Madre, die auch ritt, begleitet, sah ich von der Mula aus eine ganz prächtige tote Korallenschlange liegen in ihren herrlichen Farben, weiß, rot, schwarz. Ich deutete einem Indianer, sie mitzunehmen, ich hätte sie gern nach Mehrerau als Gruß geschickt. Die Schlange blieb aber liegen.

Einmal saß ich abends, es war schon dunkel, in meiner Zimmerecke am einfachen Tisch, hatte Kerzenlicht, um zu lesen. Da hörte ich ganz nahe von der Türe herab etwas auf den Boden plumpsen. Ich achtete nicht darauf. Plötzlich überlegte ich, was denn eigentlich von der Türe herabgefallen sein konnte, denn das Gesims darüber war so abgeschragt, daß nichts herunterfallen konnte, es war ja auch nichts oben. Mit dem Lichte in der Hand schaute ich, nur zwei oder drei Schritte entfernt. Da erschrak ich ein bißchen, aber nur um drei Pfennige. Da liegt zusammengerollt eine Schlange da, schaut mich dumm an, wahrscheinlich wegen des „interessanten Falles“ von oben. Ich holte gleich einen Stecken — ich hatte ihn in Reichweite — und hieb damit dem unerwünschten Besuch die Rippen entzwei, zerquetschte der Schlange den Kopf mit den Giftzähnen und warf sie links vor die Tür hinaus. Man solle eine getötete Schlange nicht am Wege, hier: beim Hause, liegen lassen, es könnte vielleicht das Männchen oder Weibchen an die Mordstelle kommen, böse werden, und das könnte gefährlich sein. Also wollte ich die tote Schlange wegschleudern und öffnete die Tür und — was sah ich! Die Katze hatte sich darangemacht, die Schlange aufzufressen, wogegen ich nichts hatte. Allerdings schielte die Katze, wohl vom Schlan-

genfräß her einige Tage lang mit verdrehten Augen in die Welt und auf mich.

Als ich einmal von Juan Agua, wo die Schwestern waren, nach Apolo über die Anhöhe wanderte, sah ich, unbemerkt von ihnen, hintereinander zwei prachtvolle Wildkatzen, glaube ich, über das Feld rennen. Ihr Körper, ganz schwarz bepelzt, war etwa einen halben Meter lang, fast ebensolang war der buschige Schwanz. In wunderschöner Eleganz sprangen sie dahin, ein rhythmischer Schwung. An ein gefangenes, gezähmtes Äffchen entsinne ich mich auch. Ein drolliges, anhängliches, liebes Tierchen.

Nun kleine Tierlein. Grillen können einem die Nachtruhe ärgerlich machen, sie tönen auch bei Tag und können durch ihr schrilles Zirpen die Nerven anstrengen. Oft weiß man gar nicht, wo sich dieses ruhestörende Vieh aufhält, grad, als wollte es einem zum Narren halten. Da sucht man mit den Ohren ab, wo die Zirpe herausschreit. Also sucht man in der vermeintlichen Richtung das lästige Tier, man kommt in die Nähe und hört plötzlich das Zirpen von einer ganz anderen Richtung. Dann hört man es wieder ganz nah und schon hört man es wieder an einem dritten, weiß Gott welchem Orte.

Im Klostergarten pflanzte man anfangs auch Weinreben, setzte Salatpflänzchen, Rosenbäumchen standen in schönster Blüte, daß man wirklich eine wohlverdiente Freude haben konnte, es wächst alles so nett her. O je! Da schaut man eines Morgens wieder im Garten nach, ja, was ist denn das? Die Reben — fast keine Blätter mehr, die Salatpflanzen fast alle verschwunden, am Boden liegen Reste von den Rosen. War ein nächtlicher Bösewicht da, der dem Kloster feindlich ist und die Gemeinheit ausgeübt hat? Diese nächtlichen Verwüster sind die Ameisen, dort Cuqui genannt. Eineinhalb Zentimeter ungefähr sind sie lang, fest gebaut, mit großem Kopf und scharfen Schneidewerkzeugen, womit die Blumen- und Blätterstiele durchbissen werden, und aus den Blättern schneiden sie große runde Stücke aus und tragen sie in ihren Bau. Termitenartig führen sie ihre Bauten bis zu 1 Meter in die Höhe und tief in die Erde hinab, wo sie zu Tausenden hausen. Auf den leeren, unbebauten Heiden, wo Kühe magere Kost finden, stehen oft diese Cuqui-Häuser zu Hunderten und Hunderten, bergen Millionen von diesen Ameisen, es wehret ihnen niemand. Es ist sehr schwer und anstrengend, einen solchen Cuquibau zu zerschlagen. Sie vermischen die Erde, rötliche Erde, wie feiner Sand, womit sie bauen, wohl mit einer besonderen Flüssigkeit. In der Nacht gehen die Ameisen auf Diebstahl aus und tragen dann die gestohlenen Pflanzenteile oft sehr weit an ein unscheinbares Loch, dem Eingang zu ihrer Unterwelt. Man kann gut sehen, wo sie nächtlich gehaust haben und wohin der Weg sie geführt hat, denn sie verlieren viel von ihren Nachtraubzügen und lassen das Zeug einfach liegen. Eine Plage für die Kultur, wenn man morgens, natürlich nur einmal, Weinrebengerank entblättert, Salatbeete geplündert, Blumen und besonders Rosenblätter weggeschleppt vorfindet.

Schlägt man ein Loch in den Bau, dann wimmelt es von Ameisen, die sogleich die weißen Larven ihrer Nachkömmlinge ins Dunkle tragen. Cuquibauten kann man mit Gewalt einschlagen und dann Wasser hineinleiten

oder hineingießen. Dann stampfen die Indianer Wasser und Erde zu Brei, darin freilich die Brut ersäuft und erstickt. Aber dabei beißen die sich wehrenden Ameisen den Indianern oft die Waden blutig.

Ende Oktober — Anfang November fliegen die Cuqui mit ihrem von Eiern groß aufgetriebenen Hinterleib, Kügelchen, von fast 1 cm Größe, um dann nach kurzem Flug auf die Erde zu fallen, die Flügel abzustreifen, sich in die Erde zu graben, um dort ein eigenes Cuquigeschäft anzufangen. Diese massenhaft zu Boden fliegenden Cuqui sammeln die Indianerfrauen, rösten den abgewickelten Hinterleib. Es sei ein Leckerbissen. Mag sein, ich versuchte es nicht. Die Hennen rennen und fliegen den Cuqui nach, es ist auch ein Festfräß für sie.

Interessant ist eine schwarze Ameisenart, nicht kleiner als die Cuqui, aber schmaler. Zu bestimmten Zeiten wandern sie besonders um. Ich begegnete ihnen öfters, als sie in zwei bis drei fingerdicken Rudeln oder Reihen nebeneinander dahinrannten, kann sein stundenlang. Das müssen Hunderttausende und mehr Ameisen sein. Wohin sie eilten, weiß ich nicht, denn unsere Wege kreuzten sich. Wenn irgendein Tier in eine solche wandernde Ameisenkolonne gerät, ist es erledigt, auch Schlangen, denn sofort beißen sich die Ameisen an diesen Tieren fest.

Man sagt, wenn ein gewisser Vogel auf einem Hause pfeife, so rufe er diese Ameisen, die dann tatsächlich das Haus umzingeln und von allen Seiten durch Ritze und Löcher eindringen, um Ungeziefer hervorzusuchen. Dann hüpfen die versteckten Grillen todesängstlich hervor. Ist das Haus also gereinigt, ziehen sie wieder ab. Das erlebte ich selbst zweimal.

Nach so langer Zeit meines Abschiedes von Bolivien blieben mir halt nur noch lückenhafte Erinnerungen, deren einige ich nun aus meinem alten, vielfach schadhafte Gedächtnis ausgegraben habe. Kleinere und größere Bruchstücke meiner Erlebnisse, die ich nun aus ihrem Dornröschenschlaf hervorzuholen und aufzuwecken versucht habe.

Maturantentreffen in Mehrerau

Es gibt Tage im Menschenleben, die rasch entschwinden, wie die vom Sturm gehetzte Woge des Meeres. Aber es gibt auch Tage, die sich tief in die Seele einprägen, deren Eindrücke lange, lange nachzittern. Zu solchen Tagen gehören in erster Linie die Jubiläen. Ein Erlebnis, das seinesgleichen nur schwerlich finden mag, ist uns Mehrerauer Maturanten vom Jahrgang 1934 der Tag geworden, an dem wir die 25jährige Wiederkehr der Matura begehen konnten.

Am 14. November, abends, trafen wir uns in der alten Weinstube „Zur Ilge“ in der Maurachgasse. Leider waren drei beruflich verhindert; doch unser leibliches Getrenntsein wurde durch das Bewußtsein des geistigen Vereintseins überbrückt. Der unerbittliche Tod hat auch unsere Reihen gelichtet; vier weilen nicht mehr unter den Lebenden, sind zum größten Teile Opfer des 2. Weltkrieges geworden sind. Zu unserer großen Freude nahm

auch Dr. Hans Stadler, der neu mit der laurea doctoralis geschmückt war, an unserem Treffen teil. In fröhlichem Beisammensein tauschten wir unsere Erlebnisse aus; es gab vieles zu erzählen, wenn man sich nach langen Jahren wieder einmal trifft.

Am Sonntag nahmen wir alle am Konventamt in der Klosterkirche teil, das P. Stephan Köll, Prior in Untermais, feierte. Dr. P. Paul Sinz sprach ein herzliches Kanzelwort, das uns allen zu Herzen ging und uns viel zu sagen hatte für den Alltag. Anschließend erfolgte ein Gedenkbesuch bei den verstorbenen Professoren und Präfekten auf dem Klosterfriedhof. Hauptschullehrer Franz Oberhammer gedachte ihrer in ergreifenden Worten, und die drei Strophen des Gaudeamus igitur, des alten Studentenliedes, paßten gut zum Sinn der Feierstunde. Ein Rundgang durch das Kollegium rief manche Erinnerung an unsere Studentenzeit wach. Besonders interessierte uns der Physiksaal, der in den letzten Jahren aufs modernste eingerichtet wurde. Die im letzten Sommer vollautomatisierte Küche ließ manche Wandlung im Internatsbetrieb ahnen. Zum Mittagmahl versammelten wir uns im Festsaal des Klosters, an dem auch unsere alten Lehrer teilnahmen. Die Freude war besonders groß, daß unser Religionsprofessor Dr. Sighard Kleiner, Generalabt des Zisterzienserordens in Rom und unser „gestrenger“ Physikprofessor, Dr. Heinrich Groner, seit zehn Jahren Abt von Mehrerau, uns mit ihrer Gegenwart beehrten. Hofrat Doktor P. Bruno Grießer, unser Lateinprofessor und Regens, verstand es, in seiner gewohnten und liebenswürdigen Art, in schön geformter Rede das nette Beisammensein zu steigern. Forstrat Dipl.-Ing. Josef Märk sprach das Dankeswort und versprach, wie bisher, der Mehrerau die Treue zu halten und ihr Ehre zu machen.

Im Hause unseres Dr. Karl Tizian, Bürgermeisters der Landeshauptstadt, trafen wir uns nachmittags, wo uns Frau Bürgermeister freundlich bewirtete. Es entwickelte sich auch hier eine Heiterkeit und Fröhlichkeit, wozu besonders Medizinalrat Dr. Sepp Schwaninger von Zell am See, Tierarzt Michael Rüscher von Andelsbuch und Dr. Hans Stadler von Reutlingen ihr Bestes gaben. Alle Studentengeschichten aus der Mehrerau, vermischt mit Professorenstücklein, gewürzt mit köstlichem Humor, wurden aufgetischt.

Mit einem gegenseitigen „Auf Wiedersehen“ ging die frohe Runde auseinander. Wir alle nahmen das Bewußtsein engster Zusammengehörigkeit und Verbundenheit mit und auch die frohe Hoffnung, uns später wieder einmal zu treffen.

Der Guß der neuen Mehrerauer Glocken

Mitte September 1959 stand in einer der Tiroler Tageszeitungen eine kleine Notiz, daß am 27. des Monats in der Glockengießerei Grafmayr in Innsbruck der Guß der neuen Glocken für Mehrerau stattfinden werde.

Der Tag war grau und so für den Guß vielleicht gerade geeignet. Gegen 10.30 Uhr etwa fuhr ein Auto mit dem Hochwürdigsten Gnädigen Herrn, Pater Prior und einigen anderen Patres vor der Glockengießerei vor. Bis etwa 11.00 Uhr kamen zahlreiche ehemalige, aber auch einige noch aktive Schüler von Mehrerau, sodaß schließlich ein ganz ansehnlicher Kreis von Freunden beisammen war, um gemeinsam den bedeutenden Vorgang des Gusses der neuen Glocken für „ihre“ Mehrerau mitzuerleben und sich miteinander zu freuen.

Als wir in den Gußraum eintraten, waren die Arbeiter bereits streng mit den Vorarbeiten für den eigentlichen Guß beschäftigt. Schon diese Arbeiten wurden zum Teil mit Interesse verfolgt.

Dann lud der Gußmeister, Dipl.-Ing. Knitel, alle Besucher ein, mit ihm in einen Nebenraum zu kommen, wo er, während draußen noch die Vorarbeiten vor sich gingen, das ganze Entstehen einer Glocke erklärte.

Diese Erklärungen waren äußerst interessant. Ich will versuchen, einiges herauszugreifen:



Abt Heinrich salbt die Glocken
Dreifaltigkeits-, Muttergottes- und Josefs-glocke

Zunächst wird ein maßgetreuer Querschnitt der neuen Glocke auf ein Holzbrett aufgezeichnet und ausgeschnitten. Nach dieser Glockenschablone wird die Form der Glocke hergestellt: Ein gemauerter Unterbau wird mit Ton überworfen und auf die gewünschte Form gebracht. Im Innern dieser Form wird ein Holzkohlenteuer angezündet und dauernd geheizt, solange die Form mit Lehm bestrichen wird. Dies zieht sich durch mehrere Tage hin. Nur an zwei Tagen wird das Heizen eingestellt, wenn nämlich die gewünschten Aufschriften und Bilder mit Bienenwachs auf dem Unterbau angebracht werden. Schließlich kommt die ganze Form in die Erde. Der Guß könnte beginnen.

„Kocht des Kupfers Brei
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!“

So heißt es in Schillers „Glocke“.

Nach den Erklärungen durch Ing. Knitel gingen alle wieder in den Gußraum zurück, wo inzwischen die Glockenspeise in den Ofen gegeben worden war und auch die übrigen Arbeiten so weit gediehen waren, daß mit dem Guß bald begonnen werden konnte. Noch einmal wurde der Ofen geöffnet, wobei es hell und heiß aus der Öffnung leuchtete. Noch einmal rührten die Arbeiter mit einem Fichtenstamme in dem nun flüssigen Metall, um festzustellen, ob mit dem Gusse begonnen werden konnte.

Ganz rein muß das Gußmetall sein, hatte Ing. Knitel in seiner Einführung erklärt, eine Mischung von Kupfer und Zinn in einem bestimmten Verhältnis. Jede andere Beimengung oder unsaubere Mischung würde dem Klang der Glocke schaden. Auch Silber wird nicht verwendet!

Zwar hat man in den letzten Jahrzehnten auch versucht, Glocken nicht aus dieser Kupfer-Zinn-Mischung, sondern aus Stahl zu gießen. Aber diesen „Stahlglocken“ fehlt der ansprechende und warme Klang. So kehrt man heute bereits wieder auf die alte Art zurück, die schon vor Jahrhunderten die Glockengießer zum Guß ihrer Glocken anwandten.

Es war nun also alles zum Gusse bereit. Und nach alter, sinnvoller Glockengießertradition wurde der Guß mit einem Gebet begonnen, das alle gemeinsam sprachen. Dann kam der große Augenblick, da der Gußmeister den Zapfen ausstieß und die Glockenspeise aus dem Ofen ausfloß. Sechs neue Glocken wurden gegossen. Während des ganzen Vorganges wurde im Gußraum außer von den Arbeitern, kein Wort gesprochen. Gerade für uns, die wir das erstmal einen Glockenguß erlebten, war es ein feierlicher, ergreifender Augenblick, solange das hellglühende Metall zu den Gußlöchern im Boden floß.

Natürlich brauchte es einige Zeit, bis alle sechs Glockenformen gefüllt waren, das heißt, der eigentliche Guß abgeschlossen war. Doch die Hitze, die das Metall ausstrahlte, machte sich bald schon bemerkbar. So mußte immer wieder der eine oder andere von den Zuschauern, die das ja nicht gewohnt waren, aus dem Raum hinaus, um etwas frische, kühlere Luft zu atmen.

Dann war der Guß beendet. Es war für Meister und Gesellen bestimmt keine leichte Arbeit gewesen. Doch sie war geglückt. So konnten sie nun mit vollem Recht zu den schon bereitstehenden Gläsern greifen und sich zuprosten — zuerst sie, die die Last und Mühe des Gusses zu tragen hatten, dann auch alle anderen, die am Erlebnis und der Freude teilnahmen. Aber dieser Freude über den gelungenen Guß wurde auch dann nicht gleich ein Ende gesetzt, sondern gemeinsam trafen sich noch die Jung- und Altmehrerauer mit Abt Heinrich von Mehrerau und Abt Eugen von Stams und den Patres, die beim Glockenguß teilgenommen hatten, zu einer gemütlichen Runde. Manche heitere Erinnerung wurde aufgefrischt, mancher Streich, verübt in illo tempore — in jener Zeit, ans Tageslicht gehoben.

H. P. W. VIII.

Glockenweihe in Mehrerau

Am frühen Morgen des 24. Oktobers 1959 konnte man vor unserer Mehrerauer Klosterkirche ein paar neugierige und schaulustige Leute beobachten. Was hatte sie schon so früh aus dem warmen Bette in die herbstliche Morgenkälte getrieben? Es mußte etwas von Bedeutung vorgefallen sein. Und das war auch der Fall! Mehrerau hatte wieder neue Glocken



Apostel-, Bernhards- und Schutzengelglocke

erhalten; in dieser Nacht waren sie nach Mehrerau befördert worden. Das war bestimmt ein Ereignis! Hatte man doch lange genug immer nur das klägliche Läuten der kleinen, einzigen Turmglocke zu hören bekommen und entbehrte man doch sehr ein frohes, festliches Geläute. Nun war es so weit, daß nach langer Zeit wieder eine Glockenweihe in Mehrerau stattfinden sollte.

Während des ganzen Tages arbeiteten fleißige Hände daran, die sechs Glocken zwischen den Bäumen vor der Klosterfront aufzuhängen und festlich zu schmücken. Immer wieder erprobte der eine und andere durch Anschlagen der Glocken deren Stimmung und Klangfarbe. So konnte man im Kloster und im Kollegium den ganzen Tag über die neuen Glockentöne hören und einen leisen Vorgeschmack von dem künftigen feierlichen Klang aus dem Glockenturme bekommen.

Die Glocken waren ihrer Größe nach aufgehängt. Der Tragbalken hatte gewiß keine leichte Last zu tragen. Zusammen haben die sechs Glocken ein Gewicht von 8.439 Kilo. Sie sind hypodorisch gestimmt: B, des, es, ges, as, b. Jede Glocke hat bestimmte Aufschriften und Bilder aufgeprägt. Die größte Glocke mit einem Gewicht von 3.471 kg ist der heiligen Dreifaltigkeit geweiht. Ihre Aufschrift lautet: „Gloria Patri et Filio et Spiritui sancto“ — Kernsatz unseres Glaubens, der die größte Verehrung und Verherrlichung Gottes enthält. Die zweitgrößte, der heiligen Mutter Gottes geweihte Glocke, hat um das Symbol herum die einfachen und doch so tief sinnigen Worte stehen: „Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum“. Dem heiligen Josef als dem Patron und Beschützer der ganzen Christenheit ist die nächste Glocke geweiht. Ihr Läuten soll uns gleichsam zurufen: Gehet alle zu Josef, dem Beschützer! In der Inschrift dieser Glocke heißt es ja: „Tuo patrocinio semper protegamur“. Während für die ersten drei Glocken das Kloster aufkam, fanden sich für die anderen zahlreiche Spender. So ist die vierte Glocke eine Stiftung der Pfarre Mehrerau, geweiht ist sie den Aposteln Petrus und Paulus — und sicherlich nicht von ungefähr; denn die Apostelfürsten sind die Patrone der alten Benediktinerabtei Mehrerau gewesen. Mit dem Glockenspruch sind die wichtigen Worte Christi für die Priester und Vorsteher der Kirche wie auch für alle Christen festgehalten: „Qui vos audit, Me audit“. Auch die Altmehrerauer machten ihrer ehemaligen Erziehungsstätte Ehre und schenkten durch ihre Spenden dem Kloster die Glocke, die zu Ehren des größten Heiligen der Zisterzienser, des heiligen Bernhard, ertönen soll. Die letzte Glocke, den heiligen Engeln geweiht, ist von einem ganz eifrigen Spender gestiftet worden, wir kennen ihn ja alle; von unserem lieben Pater Pius. Mit derselben Energie, die von ihm als Präfekt und Sportlehrer im Kollegiumsleben bekannt ist, hat er diese Spende durch zähen Sammlerfleiß aufgebracht. Wir sagen ihm dafür ein herzliches „Vergelt's Gott“!

Die Glocken einer Kirche sind selbstverständlich kein Luxusartikel oder Spielautomat, sondern haben einen tiefen Sinn. Sie sollen sein: Stimme Gottes, Stimme Christi und seiner Ihm geweihten heiligen Kirche. Sie sind also mit dem kirchlichen Leben der Christengemeinde wie auch mit dem des einzelnen Gläubigen eng verbunden. Da sie Werkzeug und Mittel der heili-



Studenten sprechen einen Glockenspruch

gen Kirche sein sollen, müssen sie von dem Fluche Gottes, der auf der ganzen Natur lastet, befreit werden. Dies geschieht in der Weihe der Glocken.

Eine Weihe ist immer etwas Feierliches. So war auch unsere Glockenweihe, die der Hochwürdigste Herr Abt am Christkönigsfest vornahm, wirklich eine echte Feier. Eine stattliche Anzahl von Altmehrerauern aus der Nähe war erschienen und wohnte dem langen Weiheakt bei. Das Wetter war uns hold, Petrus hatte damit bestimmt sein Wohlwollen über die ihm geweihte Glocke bezeugt. Unser Chor, unter Leitung von Pater Prior, gab mit seinem schönen Gesang der feierlichen Handlung einen würdigen Rahmen. An Stelle einer Predigt erklärte Pater Prior während der Weihe mit seiner kräftigen, klaren Stimme in kurzen Worten den Hergang und Sinn der einzelnen Weiheakte, sodaß alle die Feier gut verfolgen und miterleben konnten. Zu jeder Glocke trugen Schüler unseres Internates kurze Sinngedichte vor, die von den beiden Hofpoeten des Klosters, Pater Paul und Frater Elred verfaßt worden waren, und schlugen darauf die Glocken mit einem schweren Hammer an; die einen von ihnen traten mit angeborener Lässigkeit auf, die anderen mit strenger Beamtenmiene, ein dritter wiederum mit militärischem Schritt und straffer Haltung. Aber man muß zu ihrer Ehre sagen, sie machten ihre Sache gut.

Die Patres und Novizen sangen den Choral und die Zwischengesänge, während der Hochwürdigste Herr Abt die Glocken zunächst mit Weihwasser

weihte, was im Volksmund bekanntlich als Glockentaufe bezeichnet wird. Dann erfolgte die Salbung jeder Glocke mit heiligem Öl und Chrisam, und zwar im Innern viermal mit dem Chrisam, weil die Glocke des Gesalbten Stimme in die vier Weltgegenden hinausströmen soll, und siebenmal mit dem heiligen Öl von außen, sei es zur Erinnerung an die Siebenzahl der Sakramente oder die Gaben des heiligen Geistes, sei es, was mehr Grund hat, um anzudeuten, daß die Glocken zur Huld- und Segensstätte rufen, wo siebenmal des Tages das Gotteslob erklingt.

Hierauf nahm der Hochwürdigste Herr Abt die Beräucherung der Glocken vor, welche die höchste Stufe einer Glockenweihe ist. Taufe und Abwaschung sollten eine Befreiung vom Unheiligen darstellen, die Salbung war ein Symbol für die Erhebung der Glocke zur Stimme Gottes in der Kirche und die Beräucherung schließlich das Sinnbild für das Ausströmen von Segen und Heiligkeit.

Zum Schluß erklang aus aller Mund und aus vollen Kehlen „Großer Gott wir loben Dich . . .“, das Dank- und Preislied auf unseren Herrn. Jeder hatte beim Weggehen wohl das Gefühl, eine würdige und sinnvolle Feier miterlebt zu haben. Die Feier hätte auch bestimmt zu keinem Fest besser gepaßt, als zum Christkönigsfest dieses Sonntags.

Am folgenden Tage konnten die Schüler unseres Internats endlich einmal einige ihrer Kenntnisse der Physik praktisch verwerten: sie halfen tüchtig mit, die Glocken mittels des Flaschenzuges in den Turm aufzuziehen — und sie taten es gar nicht so ungern, denn so etwas sieht man nicht alle Tage!

Nun erklingt täglich aus dem hohen Glockenturme wieder ein frohes und festliches Geläute. Hoffen wir, daß uns bei diesen Glocken mehr Glück beschieden sein wird, als bei den früheren. Mögen die Glocken ihren feierlichen Klang weit ins Land hinaustragen und eines jeden Herz erfreuen und erheben!

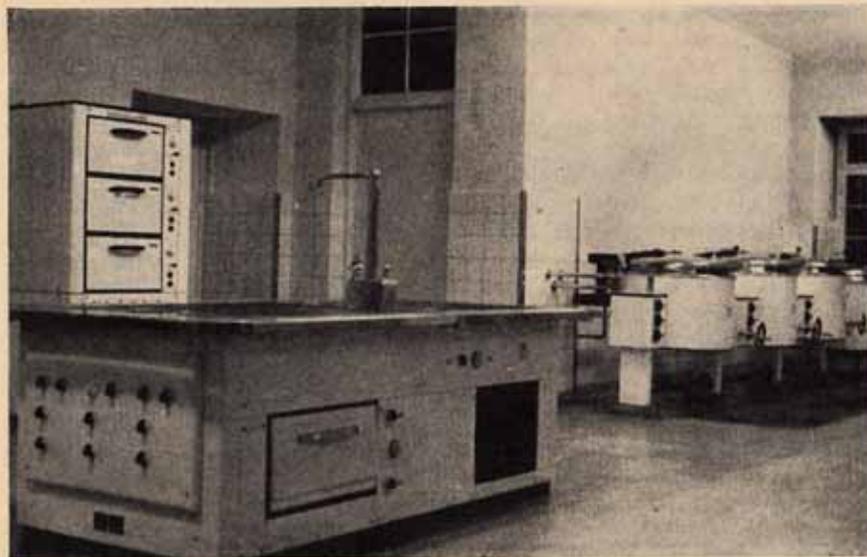
P. P. M. VII.

Stilblüte aus einem Schüleraufsatz:

Zum Beginn der Glockenweihe sangen die Patres einige Psalmen. Dann wurden sie (die Patres?) vom Abte mit Weihwasser gewaschen und mit Chrisam und Krankenöl gesalbt . . . Am Schluß wurden die Glocken geräuchert.

Sommer und Herbst 1959

Wenn die Zöglinge anfangs Juli in die Ferien gestoben sind, ist es im Kollegium meistens sehr ruhig. An schönen Tagen werden die Betten im Hofe gesont, da und dort wird manches repariert, man sieht den Bruder Albert und die Diener fleißig werken und reinigen, aber so im ganzen macht das Kollegium und der Schulhof in der prallen Sommersonne einen verschlafenen Eindruck. Da es im vergangenen Sommer nicht so war, muß ich diesmal auch einiges über den Sommer 1959 in der Kollegiumschronik berichten. Die Frage, die in dem vergangenen Sommer irgendeiner Lösung zugeführt werden mußte, war die Küche. Seit das Kolleg wieder über 200 Schüler verpflegen mußte, dazu in der gleichen Küche noch für die Landwirtschaftliche Schule mit etwa 60 Schülern und für das Personal der Ökonomie gekocht werden mußte, machte unsere Küche schon seit einigen Jahren einen recht runzeligen Eindruck. Wir hatten immer noch einen Kohlenherd, den man wie eine alte Dampflok mit Riesenschaufeln Steinkohle füttern mußte. Daß da nicht immer alles auf Hochglanz sein konnte, war selbstverständlich. Die Schwestern und Mädchen mochten sich noch so plagen, ein Reinhalten der Küche, wie man sich das nach heutigen hygienischen Begriffen vorstellt, war einfach unmöglich. Nachdem vor drei Jahren die Klosterküche sehr glücklich vollelektrisch renoviert worden war, blickten wir immer mit neidischen Augen über den Zaun und hofften im Stillen, daß es bei uns auch einmal so werden möge.



Der neue Herd, der Backschrank und die 4 Kippessel

Als gegen Ende des vergangenen Schuljahres der alte Herd, der schon durch verschiedene elektrische Zusatzapparate, wie durch einen großen Backschrank und viele andere elektrische Küchenmaschinen und Behelfe gestützt worden war, trotz allem buchstäblich noch vor Ende des Schuljahres zusammenzubrechen drohte, stand die oberste Leitung des Klosters vor der unbedingten Notwendigkeit, irgendetwas für die Küche zu unternehmen. Nach einem ziemlich harten Hin und Her entschied man sich schließlich für den vollelektrischen Ausbau der Gesamtküche, und P. Regens wurde vom Kloster beauftragt, mit den verschiedenen Firmen in Verhandlung zu treten. Es war unterdessen schon reichlich viel Zeit verstrichen. Erst am 5. Juni wurden die großen elektrischen Apparaturen bestellt, und manche Ängstliche hatten schon damals ihre gelinden Zweifel, ob man mit dem umfangreichen Ausbau bis zum Beginn des neuen Schuljahres überhaupt fertig werden könne. Für P. Regens gab es kein Zurück und so begann man, kaum daß die Schüler aus dem Hause waren, mit dem Abbrechen des alten Herdes. Wir hatten uns nun alle vorgestellt, daß sofort nach Beginn der Ferien all die verschiedenen Firmen, die an dem Vorhaben beteiligt waren, mit Großeinsatz beginnen würden, aber leider — wie weit gefehlt! Es war schwierig, die vielen Firmen so zu koordinieren, daß jede zur richtigen Zeit zur Stelle war. Dazu waren die Arbeiten eben doch viel umfangreicher als man anfänglich vermutete. Zunächst mußte einmal der ganze Boden- und Wandbelag aufgerissen werden, es sollte die ganze Wasser-, Heizungs- und Elektroinstallation unter dem Boden unter Putz gelegt werden. Die ersten drei Wochen kam man langsam vorwärts, die Bauarbeiter waren nicht wunschgemäß zur Stelle, schließlich konnten die Installateure für Wasser und Heizung beginnen, aber es verging eine Woche nach der anderen, es ging schon gegen Mitte August, dem Termin, auf den die Firma Elektricus Volta bereits die Apparate liefern wollte, aber die hätten zu der Zeit noch keinen Platz gehabt. Da man das Personal weiter verpflegen mußte, hatte man gleich bei Beginn der Arbeiten im Speisesaal der Landwirtschaftlichen Schule eine elektrische Behelfsküche einzurichten, die Kantine getauft wurde. Es kam dann so, daß wir bei Beginn des Schuljahres von dieser Kantine aus die Studenten noch drei Tage verpflegen mußten. Der August verging, es kam der September, und man mußte nun doch endlich den Eltern mitteilen, wann die Schüler zum neuen Schuljahr hier eintreffen müßten. Allenthalben regnete es gegen Ende August bereits Anfragen: „Wann müssen die Jungen kommen?“ Am 1. September gab nun P. Regens ein Zirkular an die Eltern, das den Termin des Beginnes festlegte. „Wegen unseres Küchenumbaus kann das kommende Schuljahr nicht zur normalen Zeit beginnen. Alle Zöglinge müssen daher erst am 24. September bis 17 Uhr im Kollegium eintreffen.“ Es war schon durch manche Besuche durchgesickert, daß man bis zum normalen Termin mit dem Umbau unmöglich fertig sein konnte, sodas diese Nachricht keine allzugroße Überraschung bedeutete. Als aber am 15. September nochmals ein Zirkular hinausgehen mußte, haben viele Zöglinge gefunden, sie hätten nie einen schöneren Brief erhalten, und sie waren ganz selig, daß die herrlichen Ferien nochmals verlängert wurden. „Wegen unvorhergesehener Terminschwierigkeiten beim Umbau un-



Die Kipplannen, der Knettrog, Durchblick in den Gemüsewaschraum

serer Küche können wir mit dem neuen Schuljahr erst am 29. September 1959 beginnen.“ Dem P. Regens war bei der ganzen Sache freilich alles weniger als wohl. Wenn man die Küche am 15. September sah, mußte man es fast für einen Witz halten, hier bis Ende September soweit zu sein, daß gekocht werden kann. P. Regens war freilich entschlossen, unter keinen Umständen eine weitere Verschiebung des Schulanfanges ins Auge zu fassen. Mit nicht geringen Schwierigkeiten gelang es, wenigstens gegen Ende der ersten Woche des Schuljahres in der neuen Küche zu beginnen, nachdem wir einige Tage noch in unserer Behelfskantine für mehr als 200 gekocht hatten. Es war freilich auch dann noch nicht alles fertig. Die Gemüsewasch-, Küchenspülanlage und der Wärmeschrank liefen noch länger auf sich warten, letzterer wird sogar erst in den Weihnachtsferien in Betrieb genommen werden können. Das ist die Geschichte der langen Ferien und des schönen Sommers 1959. Wenn wir heute zurückschauen, dürfen wir sagen, daß sich die Mühe und Arbeit gelohnt hat. Es war nicht ganz einfach, in den recht verwickelten Raum unserer alten Küche eine neue, moderne Anlage hineinzukombinieren, aber es ist in den alten Räumen eine moderne, weite, helle und saubere Küche entstanden.

Als nun das Schuljahr bereits am 30. September um 9 Uhr begann, war es der feste Entschluß der Schul- und Institutsleitung, durch einen möglichst konzentrierten Betrieb und Verzicht auf manche Zwischentage das Versäumte nach Möglichkeit einzuholen. Am 29. September abends waren die Zöglinge eingetroffen, am 30. früh nach dem Heilig-Geistamt in der Kirche

begann bereits um 9 Uhr der Unterricht. Die Formalitäten des Internatslebens wie Kirchenreihe, Sitzordnung und Verlesung der Statuten sparten wir uns auf den kommenden Sonntag. Der 4. Oktober war ein strahlend schöner Herbsttag. Nach dem Amt wurde das Gesetz des Kollegiums publiziert, und am Nachmittag machte das ganze Obergymnasium einen schönen Ausflug nach der Stollenkirche bei Langen. Von da an liefen wir das Schuljahr richtig im Galopp laufen.

Der Oktober verlief dann auch ohne besondere Zäsuren. Am 8. Oktober machte die 8. Klasse einen schon lange geplanten geologischen Ausflug nach Basel. Mit vier requirierten Personenautos machten sich die Maturanten an einem herrlichen Morgen unter der Leitung von P. Paul auf den Weg. Die „wissenschaftliche Ausbeute“ des Tages, besonders in dem sehr bedeutenden Basler Naturhistorischen Museum, soll, wie man hörte, sehr lohnend gewesen sein.

Am 11. Oktober war im Rahmen des Schillerjahres eine Aufführung von „Kabale und Liebe“ im Stadttheater Bregenz, die von unserem Obergymnasium besucht wurde. Das bemerkenswerteste Ereignis des Oktober war die Glockenweihe. Wahrscheinlich werden die „Mehrerauer Grüfte“ über dieses freudige Ereignis des Klosters noch gesondert berichten, sodaß ich mich hier kurz fassen kann. Der Gedanke, daß unsere Kirche auch wieder neue Glocken bekommen sollte, war von den Studenten mit großer Freude und Begeisterung aufgenommen worden. Die Kongregation hatte schon im vergangenen Herbst für eine Glocke, die sie spenden wollte, gesammelt. Daß aber die Verwirklichung des Glockendankens schon so schnell kommen sollte, hatten die größten Optimisten kaum für möglich gehalten. Jedenfalls hingen die Glocken schön verziert zwischen den alten Bäumen vor der Klosterfront und wurden an einem recht schönen warmen Föhntage am Nachmittag des 25. Oktober von unserem Hausvater, dem hochwürdigsten Herrn Abt Dr. Heinrich Groner, feierlich geweiht. Die Kongregation hatte die Altkongreganisten eingeladen, und viele alte Zöglinge waren bei dem freudigen Ereignis zugegen. Bis die Glocken zum ersten Male im Turm läuteten, verging noch geraume Zeit. Man zog sie bald in den Turm hinauf, wobei die Jung-Mehrerau das größte Interesse hatte, aber die Montage des elektrischen Läutwerkes nahm noch manche Tage in Anspruch. Der Tag der Glockenweihe war für die ganze Mehrerau ein wirklicher Freudentag, und groß und klein war beglückt, daß die Mehrerau nun doch auch wieder Glocken erhalten hatte. Das Geläute der Mehrerau war am und über dem See schon immer ein Begriff.

Am 26. Oktober wurde der Tag der Österreichischen Fahne gehalten. Um 11 Uhr wurde im Theatersaal vor den Professoren und Schülern eine von den Studenten selbst gestaltete allseits sehr befriedigende Feier veranstaltet. Im Rahmen unseres Zeitsparprogrammes hielten wir am Allerseelentage von 10 Uhr an wieder Schule, sodaß die Zöglinge von der Nähe nur von Samstag nachmittag bis Sonntag abend einen ersten Besuch bei ihren Eltern machen konnten.

Am 3. November besuchte die 5. und 6. Klasse eine Aufführung von Wilhelm Tell, die als Gastvorstellung des Stadttheaters von St. Gallen im



Wintertreuden

Kornmarkttheater als Schülervorstellung gegeben wurde. Am 9. November besuchte die 8. Klasse das Stück „Rose Bernd“ von Gerhard Hauptmann, das ein deutsches Ensemble sehr gut wiedergab. Am 15. November hielt uns P. Ignatius von der Missionsabtei Münsterschwarzach einen sehr reichhaltigen Missionsvortrag mit einer großen Anzahl von farbigen Dias.

Die dunklen Monate des Jahres, November und Dezember, vergingen ohne besondere Ereignisse. Am Vorabend des ersten Adventsontages haben wir wieder in der Kapelle die Adventskränze geweiht, und der ganze Advent war durchweht von der Hoffnung auf das kommende Weihnachtsfest. Die erste Adventwoche war erfüllt mit strengster Arbeit auf die Prüfungen zum Trimesterschluß, der praktisch mit der Konferenz am 11. Dezember und theoretisch am 13. Dezember angesetzt war.

Am 8. Dezember war das Kongregationsfest, zu dem wieder wie gewöhnlich viele Alt-Mehrerauer am Nachmittag zu uns kamen.

Die 8. Klasse hatte vor Weihnachten besonders viel zu tun, weil es noch galt, die Vorbereitungen auf die Aufführung eines griechischen Stückes zu schaffen. Nach Weihnachten soll Sophokles' „Philoktet“ über die Bretter gehen. Davon wird später sicher noch eigens berichtet werden.

Am 13. Dezember hatten wir, besonders von den Jüngeren sehnlichst erwartet, den ersten Film: „Leben und leben lassen“. Gewöhnlich wurde

jeden Monat mindestens ein Film im Hause gespielt. Wir hoffen, diese Tradition weiter fortführen zu können. Der Unterbruch ergab sich dadurch, daß unser Filmpater, P. Paulus König von Lochau, versetzt wurde. Wir hatten mit P. Paulus, der übrigens auch ein Schüler unseres Gymnasiums war, immer filmisch zusammengearbeitet und mußten jetzt sehen, daß es gar nicht so leicht ist, Filme von den Verleihanstalten zu erhalten. Besondere Schwierigkeiten bietet der Filmverleih von Deutschland her über die Grenze. Ansonsten befassen wir uns dieses Schuljahr sehr eingehend mit Film-schulung und hoffen, daß es unserem Filmzirkel gelingen wird, entsprechende Filmprogramme zu besorgen.

Am 16. Dezember konnten wir Herrn Professor Bohle wieder einmal bei uns zu Gaste haben, der im Rahmen der Heimabende der Kongregation für die obersten Klassen einen Vortrag über „Gymnasiastenliebe“ hielt. Alles folgte gespannt und mit größtem Interesse den Ausführungen des Herrn Landesführers der katholischen Jugend. Mit herzlichem Dank verbanden wir die Hoffnung, Dr. Bohle auch im kommenden Jahre wieder einmal bei uns als Referent begrüßen zu dürfen.

Am 21. Dezember, abends, haben wir nach einem feierlichen Nachtessen eine kleine Weihnachtsfeier in der Kapelle gehalten, wo uns P. Regens mit den besten Wünschen in die Ferien verabschiedete.

Der 22. war noch ganzer Schultag, gegen Abend reisten die von der Nähe und die von der Ferne, die Nachtzüge benützen mußten. Am 23. morgens war dann das Haus schnell geleert.

Unser Wunsch und Hoffnung war es, daß die Ferien den Jungen gute Gelegenheit zu Sport und frischer Luft geben mögen.

Aus der Augia Maior

Im Dienste Gottes und der Kirche.

Im Rahmen der feierlichen Schlußveranstaltung der „Civitas Dei“ in Brüssel wurden Mitgliedern des österreichischen Nationalkomitees für den päpstlichen Pavillon bei der Weltausstellung von Kardinal Siri hohe päpstliche Orden verliehen. So wurde Minister a. D. Univ.-Prof. Dr. Ernst Kolb mit dem Großkreuz des Gregoriusordens ausgezeichnet.

P. Oswald Retlich (1925—1930) feierte an Weihnachten bei der lieblichen Mutter von Birnau, wo er schon sein Primizamt gehalten hatte, sein silbernes Priesterjubiläum.

Fr. Thomas Denter (1953—1955) legte am 8. September in der Westerwaldabtei Marienstatt die feierlichen Gelübde ab und erhielt die Subdiakonats- und Diakonatsweihe.

Fr. Theobald Rosenbauer und Fr. Gabriel Hammer (Matura 1956) wurden am 21. September zu Diakonen geweiht.

Fr. Michael Schauler (1949—1955) legte am Feste des hl. Bernhard, 20. August, in Mehrerau die feierlichen Gelübde ab.

Arno Anzenbacher (1950—1958) erhielt am 17. September in Mehrerau das Novizenkleid und den Ordensnamen Elred.

P. Friedrich Schödlbauer, der durch viele Jahre an der Seite P. Leonhards in Untermais gearbeitet hatte, übersiedelte an den Bodensee, um in Birnau die Lücke auszufüllen, die der Tod der beiden Patres Bonaventura und Viktor gerissen hat.

Aus Beruf und Leben.

Am 26. November wurde Prof. Dipl.-Ing. Dr. techn. Georg Gorbach (1920—1922), der zum Rector magnificus der Technischen Hochschule in Graz gewählt worden war, feierlich inauguriert. Die Inaugurationsrede behandelte die Mikrochemie in der Biochemie. Die Mehrerau gratuliert von Herzen Dipl.-Ing. Dr. Gorbach, der als erster die höchste akademische Würde erlangte.

Dr. Bruno Haid (1928—1935) wurde zum a. o. Professor für Anaesthesiologie an der Universität Innsbruck ernannt.

Der Herr Bundespräsident verlieh Dr. Engelbert Scheldle (1921—1924) Professor in Bregenz, den Titel Oberstudienrat.

Ferner verlieh der Herr Bundespräsident dem Obmann der Landesgruppe Vorarlberg des Verbandes der Kriegsblinden Österreichs, Alfred Horb (1934—1936), in Anerkennung seines selbstlosen Einsatzes für die Interessen der Kriegsblinden das Goldene Verdienstzeichen der Republik Österreich.

Der Inhaber der weit über unser Land hinaus bekannten Fabrik für Holzbearbeitungsmaschinen, Kommerrat Josef Schelling (1920—1924), wurde in den Beirat für Statistik des Außenhandels in Wien berufen. Die Mitglieder dieses Beirates führen den Titel Kommerzialrat.

Dr. Hermann Girardi (1936—1938) wurde definitiv zum Leiter der Gruppe IV, Soziale Verwaltung, beim Amt der Vorarlberger Landesregierung ernannt.

Am 8. September feierte der Seniorchef der Buchdruckerei J. N. Teutsch, Dr. Gebhard Findler (1895—1899), seinen 75. Geburtstag. Seit 35 Jahren steht er der Firma, die sich trotz des Totalverlustes am Ende des Krieges, als der sogenannte Teutschblock beim Artilleriebeschuß auf Bregenz in Flammen aufging, wieder emporgearbeitet hat.

Am 24. Oktober vermählte sich Arnold Pöll (1945—1951), Beamter der Tiroler Landesregierung, mit Fr. Rosl Schafferer. In Telfes/Stubai, wo beide kirchenmusikalisch tätig sind, hat das junge Paar sein Nest gebaut.

Den Lauf vollendet

Anton Bannmüller, Hauptschullehrer, Bregenz. + 13. Juni 1959. Er kam 1906 als ABC-Lateiner ins Kollegium St. Bernardi; verließ es aber schon 1909, weil er den Beruf zum Volksschullehrer in sich entdeckt zu haben glaubte. Nach Absolvierung des Lehrerseminars der Schulbrüder zu Tisis trat Bannmüller in den Lehrdienst, worin er sich durch Gründlichkeit und Gediegenheit des Unterrichts und der Methode hervortat. Er war streng, aber dennoch hoch geachtet und geliebt bei den Schülern. Seine vielseitige Begabung drängte ihn zur Weiterbildung. Er legte die Fachlehrerprüfungen aus Naturgeschichte und Handarbeit ab und betätigte sich fortan in diesen Disziplinen als Hauptschullehrer mit größtem Erfolg — bis zu seiner durch wiederholte Herzinfarkte verursachten vorzeitigen Pensionierung. Zu sagen, Herr Bannmüller sei ein vorzüglicher Handarbeitslehrer gewesen, wäre indes zu wenig; er war ein wirklicher Künstler, verstand sich auf die verschiedensten Sparten des Zeichnens und Malens, wie auf Arbeiten in Holz und Metall. Sein Eigenheim ist voll von seinen Werken wie ein kleines Museum, obschon das meiste in Schränken und Laden ruht. Die Exaktheit seiner Kunst wie die seiner Seele wurde vielleicht nicht von allen seinen Zeitgenossen, sicher aber vom Lieben Gott verstanden. Friede seiner schönen Seele!

Am 31. August starb in Weingarten kurz nach Vollendung seines 75. Lebensjahres Fabrikant Hermann Hummler. Im Kollegium war er in den Jahren 1898 — 1900.

Wenn auch nach längerer Krankheit, so doch überraschend schnell, starb in Mauis, Südtirol, Gastwirt Robert Stafler. Er besuchte die Handelsschule in Mehrerau 1909 — 1913.

Am 28. Oktober starb nach längerer Krankheit in Großbottwar, Kreis Ludwigsburg, Württemberg, Anton Haas; geboren 1896 in Grosselfingen, Hohenzollern, besuchte er die Fortbildungsschule in Mehrerau 1909 — 1911. Einige Jahrzehnte verwaltete er die fürstliche Domäne Homburgerhof bei Grosselfingen, von der er sich im letzten Frühjahr aus Gesundheitsrücksichten zurückzog. Er war ein treuer Anhänger seines ehemaligen Studienortes. Während des 2. Weltkrieges und in der Nachkriegszeit hatte er schwere Zeiten durchzumachen.

Gebhard Roder, Dentist. Zu Bregenz 1906 geboren und 1959 gestorben — so kurz vollendete sich das Leben des Frühgereiften: Denn als reifer Christ und Charakter schied er nach kurzer, schwerer Krankheit am 15. Oktober letzten Jahres von uns. Gleichwohl kam die Todesnachricht für jeden erschütternd, der ihn kannte, den kraftstrotzenden Sportler in den besten Jahren, den Vater und Ernährer einer blühenden Familie von fünf noch unverheirateten Kindern, den Fachmann mit glänzender Praxis und modernster zahnärztlicher Einrichtung, den Vertrauensmann und Anwalt seiner Berufskollegen im Lande, den an allem Kulturleben seiner Heimatstadt regest teilnehmenden Bürger. Gebhard Roder hatte 1917 — 21 unser Gymnasium besucht und wandte sich dann, dem Vater und Großvater folgend, dem zahntechnischen Berufe zu. Seine Assistentenjahre verbrachte er in Vöcklabruck und Wien. 1931 trat er noch vor dem Stichtage, der neuen Zahn-

technikern die Berufsausübung untersagte, in die väterliche Praxis ein, die er neuzeitlich ausbaute und in lauterem Wettbewerb mit einem Dutzend Zahnärzten erfolgreich ausübte. — Welche Achtung und welches Vertrauen die Öffentlichkeit dem grundsatzfesten, offenäugigen, tatkräftigen und organisatorisch begabten Bürger schenkte, bewiesen seine Berufungen in den Stadtrat, wo er wiederholt die Referate für Gesundheitswesen, Spital und Sport innehatte, dem Ortsschulrat und Personalauschuß angehörte und in den kritischen Nachkriegsjahren 1946 und 1947 das Amt eines Vizebürgermeisters bekleidete. Mit Mehrerau blieb Gebhard Roder nicht nur als Bruder des Priors P. Adalbert, sondern als echter Altherr und Kongreganist stets treu verbunden, wirkte, obwohl Angehöriger einer fremden Pfarrei, bis zu seiner Todeskrankheit im Mehrerauer Kirchenchor mit. Seinen einzigen Sohn ließ er das Zisterziensergymnasium absolvieren. Bezeichnend für seine Mehrerauer Gefühle war eine letztwillige Bestimmung auf dem Sterbelager, daß ein altes Goldstück aus seinem Schranke in die Glockenspeise des eben für den Guß vorbereiteten neuen Mehrerauer Glockengeläutes geworfen werde. Gebhard Roder hörte die klangvollen sechs Glocken von unserem Turme nicht mehr. Aber mit jedem Anschlag grüßen sie hinüber: *Have pia anima!*

Am 15. Oktober starb nach schwerem Krankenlager Landesschulinspektor i. R. Hofrat Dr. Heinrich Winsauer. Geboren in Dornbirn am 20. Juli 1881, besuchte er 1894 bis 1898 das Untergymnasium in Mehrerau, um dann seine Studien am Gymnasium der Franziskaner zu Hall fortzusetzen und mit der Matura abzuschließen. 1908 legte er an der Innsbrucker Universität die Lehramtsprüfung aus Latein und Griechisch als Hauptfächer und Deutsch als Nebenfach ab und promovierte als Dr. phil. 1908 — 1910 wirkte Doktor Winsauer als provisorischer Lehrer in Mährisch-Trübau. 1910 wurde er ans Staatsgymnasium Feldkirch versetzt. Wie sehr der junge Philologe seine Schüler für sein Fach zu begeistern verstand, wie tief aber auch die erzieherische Kraft dieses ganzen Mannes wirkte, zeigt nicht nur der heitere Vers, der in jenen Jahren unter den Schülern umging:

Bei uns Griechisch reden, das ist halt a Gfrett!

Der Heini, der kanns, aber wir könnens net.

Daß einer der Maturanten von damals, Pfarrer Franz Bertschler von Thüringen, den Nachruf am Grabe auf Sophokles aufbaute, bewies, wie nachhaltig die Wirkung seines Griechisch-Unterrichtes war. (H. H. Pfarrer Bertschler hat gütigerweise den Nachruf zum Abdruck zur Verfügung gestellt.) Dann brach der 1. Weltkrieg aus und griff hart in das Leben des jungen Professors und in das strahlende Glück seiner jungen Familie. Im August 1914 rückte er zu seinem Kaiserschützenregiment ein, geriet in russische Gefangenschaft und kam erst 1920 wieder in seine Heimat. 1921 — 1929 war Dr. Winsauer mit der Führung der Agenden eines Bezirksschulinspektors in Feldkirch betraut, dann wurde er zum Landesschulinspektor für die Pflichtschulen, Mittelschulen und die Lehrerbildungsanstalten bestellt. In diesen Jahren kam er nun mit der Mehrerau auch dienstlich wieder in Kontakt. Wir Jüngeren haben unter ihm die Matura gemacht. Dabei glaubten wir feststellen zu können, daß für ihn die Matura in der Mehrerau immer eine besondere Freude war, weil es die Schule war, in der er seine

erste Mittelschulbildung erhielt, nicht etwa, weil unsere Leistungen immer so überragend gewesen wären. Bei den Prüfungen lief er sich kein X für ein U vormachen, und der Altphilologe mit Leib und Seele zeigte sich in der Mathematik und Physik ebenso beschlagen, wie in Geologie und Geographie. Ein besonderes Anliegen war für ihn die weltanschauliche und staatsbürgerliche Erziehung der Jugend. Da war er kompromißlos. So war es kein Wunder, daß die neuen Machthaber 1938 ihn sofort vom Dienste enthaben und mit gekürztem Ruhegenuß in den Ruhestand versetzten. Mit dem Zusammenbruch des NS-Regimes wurde Hofrat Winsauer vom Vorarlberger Landesauschuß mit der Leitung der Schulabteilung betraut und als Landesschulinspektor wieder in Dienst gestellt. Da warteten auf ihn schwere Aufgaben, in denen sich sein Gerechtigkeitsinn und seine verständnisvolle Güte bewähren konnten. Als er mit Ende des Jahres 1949 in den dauernden Ruhestand trat, waren durch den Einsatz seiner ganzen Kraft diese Übergangsarbeiten abgeschlossen. Schon im Jahre 1933 hatten die Vorgesetzten die vorbildliche Arbeit Dr. Winsauers durch den Titel Hofrat ausgezeichnet. Die kirchliche Behörde anerkannte das Wirken durch die Verleihung des Silvesterordens. Die letzten Jahre seines Lebens widmete Hofrat Winsauer der Familie seiner Tochter. Daß er durch seinen Schwiegersohn, Bürgermeister Dr. Karl Tizian, eine neue Beziehung zur Mehrerau fand, war für ihn eine Freude. Hofrat Winsauer war ein großer Beter geworden. Eine ehemaligen Schüler, der als Seelsorger wirkte, vertraute er an: „Ich bete schon lange und täglich, daß der Herr mich holt.“ Zur Stunde, da er täglich aufstand, um seinen ersten Rosenkranz zu beten, holte der Herr ihn heim in den ewigen Frieden.

Grabrede für Hofrat Dr. Winsauer

Lieber Professor Winsauer!

Es ist zwar schon lange her, daß wir zu Deinen Füßen saßen in der Griechischstunde, und doch stehst Du noch so lebhaft im Geiste vor uns. Mit welcher Freude, mit welcher Begeisterung hast Du uns eingeführt in die große Schönheit der griechischen Sprache, uns aufgezeigt den profunden Reichtum des griechischen Ethos, ja, nicht nur aufgezeigt und vorgelegt, auch vorgelebt! Du hast mit uns im Maturajahrgang 1912 neben anderem auch die Antigone von Sophokles gelesen und uns aufgezeigt die großen Wahrheiten, die im tiefsten Grunde der Menschenseele ruhen: Gottheit und Freiheit und Liebe und Opfer.

Gottheit! Als Antigone gegen das Staatsverbot ihren im Kampfe um die Vaterstadt gefallenen Bruder bestattet hatte, sagte ihr Onkel und König Kreon: „Und du wagst es, solche Gebote zu übertreten?“ Da sprach Antigone die ewig großen Worte:

οὐδὲ σθένειν τσοῦτον ἔβην τὰ σά
κηρύματα ὡςτ' ἀγραπτα ἀσφαλῆ θεῶν
νόμιμα ὄνασθαι θνητὸν ὄνθ' ὑπερδραμεῖν

„Ich halte dafür, daß die ungeschriebenen und unwandelbaren Gebote der Götter mehr Geltung haben als die Satzungen sterblicher Menschen!“ — Ein halbes Jahrtausend später hat der Apostel dies in die Worte ge-

formt: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Und das war auch Deine heilige Überzeugung von der Gottheit.

Freiheit! Haimon sagt zu seinem königlichen Vater:

πόλις γὰρ οὐκ ἐστὶ ἤτις ἀνδρός ἐστὶ ἐνός

„Ein Staat, der eines Mannes ist, das ist kein Staat! Das ist eine Tyrannis!“ — Das war auch Deine politische Überzeugung von der Freiheit.

Liebel Wir haben Dich eigentlich zuerst gefürchtet. Wir wußten, daß Du sehr gut Griechisch konntest; wir wußten auch, daß wir nicht sehr gut Griechisch konnten. Als Du zum erstenmal unsere Klasse betratest, sind wir erschrocken, ja, so erschrocken, daß Du es gemerkt hast. Da bist Du, ich weiß es heute noch, auf halbem Wege zwischen Klassentür und Katheder stehen geblieben und hast uns gefragt: „Ich bin doch in der Achten?“ „Ja!“ Da leuchtete Dein Auge auf und Du sagtest zu uns: „Meine Freunde, freut euch mit mir, wir dürfen miteinander Griechisch lernen!“ Es hat nicht lange gedauert, und wir haben uns auf die Griechischstunde gefreut. Du hast uns begeistert, wir haben Dich geliebt, weil wir wußten, daß Du uns auch lieb hattest. Und als Du im Ersten Weltkrieg als tot gemeldet wurdest, haben wir geweint.

Sagt Kreon die haßerfüllten Worte:

οὔτοι ποθ' οὐχθρὸς, οὐδ' ἔταν θάνη, φίλος

„Nie wird der Feind mir, auch im Tode nicht, ein Freund!“ — so sagt Antigone die ewig schönen Worte:

οὔτοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφρον

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“

Opfer! Noch den letzten Satz, den Antigone spricht, bevor sie zum Tode geführt wird:

οἶα πρὸς οἴων ἀνδρῶν πάσχω.

τὴν εὐσεβίαν σεβίσασα.

„Solches und einem solchen Manne gegenüber“ — er ist ja ihr Vetter und König! — „muß ich das leiden, weil ich recht gelebt habe!“

Auch Du hast für recht-leben und recht-tun Zurücksetzung erfahren und Leid getragen. Ja, Du hast eigentlich durch das Opfer Deines einzigen Sohnes für eine Sache, die nicht die Deine war, auch Dein Leben geopfert. Aber das Opfer ist des Menschen letzte und größte Bewährung, und Du hast Dich bewährt!

Lieber Professor!

Wir danken Dir für alles, was Du uns ins Leben mitgegeben und noch mehr für das, was Du uns gewesen: Das Vorbild eines ganzen Charakters, eines ganzen Mannes!

Der große Plato sagt über seinen Lehrer Sokrates:

„Von allen Männern, die ich kannte, war er der weiseste, der gerechteste, der beste.“ —

Auch Du warst uns ein Weiser, ein Gerechter, ein Guter! Möge das Feldkircher Gymnasium immer Lehrer haben, wie Du einer warst! Du bist der letzte unserer Professoren. Grüße sie alle, die schon drüben sind, und, es wird ja nicht mehr lange dauern, auf Wiedersehen!

Am 11. Dezember starb in der Kartause zu Vedana (Mas-Belluno, Italien) P. Petrus Maria Stengele. In den Jahren 1922—25 war Emil Stengele im Kollegium. Dann ging der vorbildliche Student ganz in die Stille. In der Kartause Hain bei Düsseldorf bat der junge Zürcher nun um das Ordenskleid und hielt tapfer durch in all den strengen Forderungen, die an einen Kartäuser gestellt werden. In der Stille fand die gottsuchende Seele jenen Frieden, den die Welt nicht geben kann. Krankheit und Tod machten auch an der strengen Klausur eines Kartäuserklosters nicht halt. So war sein Sterben überraschend früh, 51 Altersjahre und 25 Priesterjahre hatte er erreicht. Seiner Studienstätte blieb er in herzlicher Dankbarkeit verbunden. Kurz vor seinem Sterben schrieb er noch einen Brief, den wir hier ganz veröffentlichen.

Certosa di Vedana, den 30. November 1959

Hochwürden, viellieber Herr P. Pius!

Noch nie haben Sie von mir einen Brief bekommen, obwohl ich mich sehr oft und auch sehr gern an die Mehrerau erinnere. Ich war von 1922 bis 1925 bei Ihnen. Wie gut kann ich mich noch an all die Eindrücke erinnern, als mich meine Mutter im September von Bregenz her zum Kollegium brachte. Ich sprach nur immer von der schönen Gegend, die mich wirklich begeisterte, aber im Grunde war es mir so ein bißchen weh ums Herz. Weil ich die ganze Schule in Zürich schon besucht hatte, war ich etwas älter als die meisten meiner Mitschüler, aus denen die beiden unzertrennlichen Freunde hervortraten: Natter und Schnell. Bitte grüßen Sie herzlich den guten P. Konrad.

Präfekt war P. Balduin und P. Wilhelm. Erst im zweiten Jahre kamen Sie zu uns herüber, aber Sie haben es wirklich verstanden, junge Menschen zu erziehen. Dafür danke ich Ihnen noch heute. Ich hatte allerdings noch einen anderen Antrieb, das war mein Vater, er war arm und mußte viel für mich schaffen, und er hatte mir gesagt: Gut, ich lasse dich studieren! Aber Sitzenbleiben kommt nicht in Frage, sonst ist's aus. Wenn ich also Priester werden wollte, mußte ich tüchtig zugreifen.

P. Augustin war der erste, dem wir im Kollegium begegneten. Ich kannte ihn schon lange von Zürich her. Dort hatte ich ihm stets bei der Heiligen Messe gedient, und er hatte mich zur täglichen Hl. Kommunion ermuntert. Als ich das erstemal in der Klosterkirche die weißen Mönche sah, überkam es mich wie ein leises Heimweh nach etwas Ungeahntem. Schließlich bin ich ja auch ein weißer Mönch geworden. Gott sei Dank!

Was mir in Mehrerau gut gefallen hat, war die Zucht und Ordnung. Das Stillschweigen war doch so unverbrüchlich gehalten worden. Nach dem Abendgebet war Reden doch einfach unmöglich und ausgeschlossen. Möchte es in allen Klöstern so stramm eingehalten werden.

Und dann das Studium. Wollen Sie bitte dem Hochwürdigen Herrn P. Bruno danken, daß er uns so tüchtig hergenommen hat. Seine Grundlagen bestehen bei mir noch heute. Sie dürfen ihm auch ruhig sagen, daß ich auch heute noch gerne griechisch lese und bete. Erst neulich fand ich zu meiner größten Freude ein altes griechisches Gebetbuch. Die Septuaginta

ist auch in meiner Zelle und der herrliche Muttergotteshymnos Akathistos. Ach hätte ich nur mehr Zeit, aber die verfliegt bei uns in der Kartause wie der Wind und wie die Wellen drunten am See.

Als ich in Mehrerau war, gab es nur einmal Ferien, und Abt Kassian hatte uns erklärt, wir würden das erst später einmal einsehen. Für mich war es eine stille Vorbereitung auf die Kartause. Die Hauskapelle hat mir auch immer besonders gefallen. Es war damals ein so schöner Kreuzweg aufgehängt, verfertigt von einem Bruder des Klosters. Wie oft habe ich ihn beten dürfen. Alles Gnaden, die mich allmählich auf den Weg in die Einsamkeit führten.

Vor zwei Jahren besuchte uns hier H. H. P. Leonhard. Ein weitsichtiger Verwandter ist hier P. Viktor Amrein aus Luzern, er war 1924—25 in Mehrerau, also mit mir im gleichen Studiensaal. Unser Prior hat nach jenem Besuch P. Leonhard als vollkommenen Ordensmann bezeichnet. Als ich morgens zur Prim läuten wollte, war er schon still im Chor und betete das Brevier. Nun ruht er auch schon drüben an unserem ewigen Ziele, wie so viele, die ich in Mehrerau kennen und lieben gelernt habe. Der stille Friedhof des Klosters ist gewiß inzwischen schon vergrößert worden. Lieber aber wäre es mir, wenn die Zahl der Patres sich mehrte. Auch unser Orden hat wenig Nachwuchs, besonders in Italien, die Spanier hingegen kommen allen voran.

Von mir selber kann ich wenig berichten. Das Leben in der Kartause ist ohne große Abwechslung, das ist gerade das Schöne heute, wo viele nie mehr zur Ruhe kommen. Ich kam gesundheitshalber nach Vedana und tatsächlich, nachdem mich letztes Jahr die Aerzte neuerdings geflickt haben, habe ich mich wieder soweit erholt, daß ich mit gewissen Ausnahmen unser Leben mitmachen kann.

Ich bin hier Sakristan. So darf ich als einziger mehr als die andern in der Kirche weilen und dort als Vertreter der übrigen das göttliche Offizium im Chor beten, denn wir kommen sonst nur nachts, morgens zum Amt und nachmittags zur Vesper in die Kirche.

Auf Erden werden wir uns wohl kaum mehr wiedersehen, aber droben beim Lieben Gott. Inzwischen wollen wir nicht müde werden, den Riesenkampf mit dieser Zeit zu wagen und zu kämpfen!

Nun mein lieber P. Pius! Nochmals möchte ich Ihnen herzlich danken für alles, was Sie mir und allen Ihren Zöglingen taten. Der Liebe Gott und Maria, unsere himmlische Mutter, möge es Ihnen vergelten! Wissen Sie nicht, was aus Leopold Gebhard Schneider aus Markdorf geworden ist? (Herr Leopold Gebhard Schneider ist im Krieg gefallen. D. R.) Im letzten Verzeichnis der Sodalen steht er nicht mehr. Ich stand ihm so nahe. Der Liebe Gott hat uns in alle Winde zerstreut, aber für ihn ist es nicht schwer, auch uns wieder zusammenzuführen.

Grüße! Dank! Gottes Segen!

Ihr fr. Petrus Maria Stengele.

Die achte Klasse des Gymnasiums Mehrerau gibt sich die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß sie im Rahmen des Unterrichtes ein griechisches Drama spielfertig erarbeitet hat.

PHILOKTET

Tragödie von Sophokles

Chor der Schiffsleute
Philoktet
Neoptolemos
Odysseus
Herakles
Ein Kaufmann
Krieger

Die Handlung spielt im zehnten Jahr des Trojanischen Krieges auf der Insel Lemnos.

Die Chöre vertonte Prof. Hubert Marte
Bühnenbild: Direktor Richard Wegeler
Kostüme: Lucia Giebisch.

Die Aufführung findet in griechischer Sprache statt.

Für die Spieler wäre es eine besondere Freude, Sie am Dienstag, 2. Feber, 20.15 Uhr, im Theater am Kornmarkt in Bregenz begrüßen zu können.

Bregenz-Mehrerau, im Jänner 1960

Die achte Klasse des Gymnasiums.

Kartenvorverkauf: H. Lingenhöhle & Co., Bregenz, Kirchstraße 23—25, Tel. 2438

*Herausgegeben von der Abtei Mehrerau
Schriftleiter Dr. P. Adalbert Roder
Klischee und Druck;*

Vorarlberger Graphische Anstalt, Buchdruckerei Eugen Ruf u. Co. Bregenz